



Athenaeum jr 1798 dl 1-1 : eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel

<https://hdl.handle.net/1874/44783>

L. 80 1798

A t h e n a e u m.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.



Ersten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1798.

bey Friedrich Vieweg dem älteren.

B₉

Vor Erinnerung.

Die ersten Stücke dieser Zeitschrift können den Leser hinlänglich über ihren Zweck und Geist verständigen. In Ansehung der Gegenstände streben wir nach möglichster Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt; im Vortrage nach der freyesten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntnisse und Fertigkeiten, um welche sich ein jeder von uns an seinem Theile bewirbt, nicht für unnütz. Bey dieser leitet uns der gemeinschaftliche Grundsatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals aus Rücksichten nur halb zu sagen.

In der Einleidung werden Abhandlungen mit Briefen, Gesprächen, rhapsodischen Betrachtungen und aphoristischen Bruchstücken wechseln, wie in dem Inhalte besondre Urtheile mit allgemeinen Untersuchungen, Theorie mit geschichtlicher Darstellung, Ansichten der vielseitigen Strebungen unsers Volks und Zeitalters mit Blicken auf das Ausland und die Vergangenheit, vorzüglich auf das klassische Alterthum. Was in keiner Beziehung auf Kunst und Philosophie, beyde in ihrem ganzen Umfange genommen, steht, bleibt ausgeschlossen, so wie auch Aufsätze,

die Theile von größeren Werken sind. Der Prüfung der Kenner widmen wir unsre angestrengtesten Bemühungen; für die Unterhaltung aller Leser wünschen wir so viel anziehendes und belebendes in unsre Vorträge zu legen, als ernstere Zwecke erlauben.

Wir theilen viele Meynungen mit einander; aber wir gehn nicht darauf aus, jeder die Meynungen des andern zu den seinigen zu machen. Jeder steht daher für seine eignen Behauptungen. Noch weniger soll das geringste von der Unabhängigkeit des Geistes, wodurch allein das Geschäft des denkenden Schriftstellers gedeihen kann, einer flachen Einstimmigkeit aufgeopfert werden; und es können folglich sehr oft abweichende Urtheile in dem Fortgange dieser Zeitschrift vorkommen. Wir sind nicht bloß Herausgeber, sondern Verfasser derselben, und unternehmen sie ohne alle Mitarbeiter. Fremde Beyträge werden wir nur dann aufnehmen, wenn wir sie, wie unsre eignen, vertreten zu können glauben, und Sorge tragen, sie besonders zu unterscheiden. Die Arbeiten eines jeden von uns sind mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens, die gemeinschaftlichen mit beyden bezeichnet.

W. und J.

Athenaeum.

Ersten Bandes Erstes Stück.

I. Die Sprachen.

Ein Gespräch

über

Klopstocks grammatische Gespräche. *)



Poesie. Soll ich meinen Augen trauen? Du lebst also wirklich?

Grammatik. Ja, es ist mir selbst wunderbarlich dabey zu Muthe. Vor Klopstocks grammatischen Gesprächen ist es mir niemals begegnet.

Poesie. Ganz recht! Klopstocks grammatische Gespräche. Derentwegen bin ich eben herbeschieden. Aber sage mir, was habe ich mit ihnen zu schaffen? Ich trete ja nicht darin auf.

*) Was in den Reden des Deutschen mit Häkchen bezeichnet ist, sind Klopstocks Sätze aus dieser oder früheren Schriften, immer dem Inhalte, zuweilen auch dem Ausdrucke nach. Der dialogischen Form wegen mußte in den Reden des Griechen einiges als Behauptung vorgebracht werden was nur Vermuthung ist.

Grammatik. Wie konntest du? Weißt du nicht, daß Leben und Tod einander immer das Gleichgewicht halten, und daß, wo die Grammatik lebt, die Poesie todt seyn muß?

Poesie. Wir werden uns also auch jetzt freundschaftlich darum vertragen, und beyde mit einem halben Leben zufrieden seyn müssen.

Grammatik. Nach geendigtem Geschäft will ich dir's ganz abtreten: denn dir kommt das Leben zu, für mich ist es immer nur ein gezwungner Zustand.

Poesie. Zu dem du dich aber, Klopstock zu Gefallen, bequemt hast.

Grammatik. Er belohnt es mir durch die reichhaltigen Winke, die feinen Bemerkungen, die Auforderungen zu tieferer Forschung, die in seinem Buch verborgen liegen.

Poesie. Verborgen allerdings! Habe ich doch auf meinen Wanderungen bis jetzt nie davon gehört. Warum wissen denn die Deutschen kaum, daß sie so etwas besitzen?

Grammatik. Viel thut wohl die Einkleidung; dann der Grad von Einsicht, der bey dem Leser vorausgesetzt wird; die Hauptsache ist aber, daß es von etwas Deutschem handelt.

Poesie. Und doch wird diese Sache aus der Fremde, und sogar aus dem Alterthum her in Anregung gebracht?

Grammatik. Die alten und neuen Sprachen sind höchlich entrüstet: sie behaupten, Klopstock habe

die Vorzüge der feinigern weit überschätzt, und herabwürdigend von ihnen gesprochen.

Poesie. Und da sollen wir den Streit schlichten. Wie schlau sie doch sind! Sie befürchteten, wir möchten beyde, aus alter Freundschaft Klopstocks Sachwalterinnen werden; um uns zur Unparteylichkeit zu nöthigen, haben sie uns das Richteramt anvertraut.

Grammatik. Wie ist mir? Du bist ja gar nicht, wie ich dich mir aus der Ferne vorgestellt habe. Du redest so schlicht.

Poesie. Ich muß wohl, um mich von der poetischen Prosa zu unterscheiden. Doch still! dieß sind vermuthlich die Parteyen.

Grammatik. Weswegen kommt ihr? wer seyd ihr?

Deutscher. Die andern um Klopstock anzuklagen, ich um ihn zu vertheidigen. Wir sind Repräsentanten unsrer Sprachen.

Grammatik. Warum kommen diese nicht selbst?

Deutscher. Sie glaubten, es würde euch so besser gefallen. Du, Grammatik, hast es lieber mit den Begriffen selbst als mit ihrer Scheinbelebung zu thun; und du, Poesie, hältst nicht viel auf lustige Begriffspersonen.

Poesie. Ich merke, ihr macht die Sitte der Zeit mit: denn das repräsentative System ist in den schönen Künsten wie in der Politik herrschend geworden. Ist kein Repräsentant der Menschheit unter euch?

Deutscher. Wir wollen dir nicht ins Amt fallen. Du sollst ja Repräsentanten der Menschheit, und nichts anders als solche aufstellen.

Poesie. Da würde ich am Ende selbst nur repräsentirt.

Grammatik. Kommt sogleich zur Sache, und bringt die einzelnen Punkte der Klage und Vertheidigung nach einer gewissen Ordnung vor.

Deutschheit (draußen.) Wehrt mirs nicht. Ich wage mein Leben für den ächten Deutschen Varden. Meine Losung ist: Er und über ihn!

Franzose. Wie grob! Ich hielt nur die Thür zu, um erst zu fragen, wer sie wäre, und sie schleudert mich eine Ecke weit in den Saal hinein.

Griechen. Wer ist diese blonde Gigantin?

Deutschheit. Ich achte mich höher als euch alle. Nur du bist meines Grußes werth, Göttin des Gesangs! Bist groß und gut, ein biedres Deutsches Weib.

Poesie. O weh! sie zerdrückt mir die Hand.

Grammatik. Was willst du hier, Deutschheit? Ich kenne dich, du hast mir auch schon Unheil genug angerichtet.

Deutschheit. Er ist mein Vater. Wer mir von dem ausländischen Volke etwas wider ihn und unsre alte Kernsprache sagt, dem soll diese starke Faust —

Grammatik. Hier wird nicht mit Gewalt gestritten, sondern mit Gründen.

Deutscher. Ich erkenne sie nicht an, ich habe nichts mit ihr gemein, sie würde meinen guten Handel verderben.

Poesie. Schafft sie hinaus! Die Ungeschlachte gehört nicht in diesen gebildeten Kreis.

Deutschheit. Bey Herrmanns Schatten! —

Franzose. O der erscheint längst nicht mehr!

Griechen. Die Barbarin! fort mit ihr!

Poesie. So hätten wir dann wieder Ruhe. Aber sage mir, Deutscher, welche Bewandniß hat es mit der Abstammung, deren sie sich rühmt?

Deutscher. Es ist wohl nur eine von ihren Prahlereyen, denn du weißt ja: Von selbst weiß niemand wer ihn gezeuget. Bedenke, daß eine Stunde der überflüssigen Kraft noch ganz andern Geschöpfen das Daseyn gegeben hat. Auch wäre es unbillig ihm die Schuld ihres Betragens bezumessen. Sie hatte zwar schon als Kind etwas von gezielter Männlichkeit und prunkhaftem Wiedersinn an sich, aber erst durch die Erziehung der Jünger ist sie so leer und hochtrabend, und endlich, wie es den meisten Menschen geht, wenn sie nun recht ins bürgerliche Leben eintreten, platt geworden.

Poesie. Von den Nachäffern laß uns nicht reden, aber selbst der Urheber hat einen schlimmen Mißgriff gethan. Die meisten Nationen haben das Vorurtheil, sich höher als alle andern zu halten: wenn nun einmal eine es nicht hat, warum soll man es ihr mit Gewalt anschwätzen? übrigen, wie stolz auch dieß vorsätzliche und unaufhörliche Erinnern an den Werth alles Deutschen klingt, so ist es doch etwas sehr demüthiges: denn es setzt voraus, daß, woran man erinnert, sey so beschaffen, daß es gar leicht könnte vergessen werden.

Deutscher. Wenn man nun aber seine Vorzüge wirklich vergißt?

Poesie. Es hat damit bey Nationen eben so wenig auf sich, als bey einzelnen Menschen. Man soll ja nicht im Bewußtseyn ihres Besizes unthätig werden. Wenn man nur die Vorzüge nicht vergißt, nach welchen man zu streben hat.

Deutscher. So wird man uns doch freyen Ausdruck unsrer Eigenthümlichkeit erlauben?

Poesie. Der wird verfehlt, so bald man ihn sich vornimmt. Überdies müßt ihr über euern Charakter erst mit euch selbst einig werden. Was ihr für Deutscherheit ausgibt, ist meistens, bey Licht besehn, nur die Nordischeit. Ich kann am besten wissen, ob ihr nationale Eigenthümlichkeit habt.

Deutscher. Freylich keine einseitig beschränkte.

Grammatik. Zur Sache. Die Sprache des Griechen hat den Vorrang der Würde und des Alterthums; und Klopstock macht sich, eben weil er sie am meisten ehrt, fast immer mit ihr zu thun, um die seinige mit ihr zu messen. Was er von ihr sagt, gilt zum Theil die römische mit. Auf die neueren wirft er nur einige schnöde Seitenblicke. Der Grieche sey also Wortführer der Klage, die andern mögen sie bey den Punkten, die auf sie Bezug haben, unterstützen; und wenn ihnen besondre Beleidigungen widerfahren sind, nachher reden.

Deutscher. Sollen unsre Sprachen sich einfinden, Griechen? Sie sind Schwestern.

Griechen. Mir war nichts davon bewußt, ich habe es erst durch Klopstock erfahren.

Deutscher. „Schon Plato hat ja $\pi\acute{\upsilon}\rho$ und andre solche zugleich Griechische und altdutsche Worte aus dem Scythischen, dem ersten Quell des Deutschen, abgeleitet.“

Griechen. Leitet der Philosoph nicht etwa auch das Wort Ironie aus dem Scythischen her? Die Stelle ist im Kratylus, wo Sokrates die etymologische Weisheit eines gewissen Eutyphro durch die wunderlichsten und drolligsten Ableitungen, immer unter dem Schein des Ernstes, zum Besten giebt. Bey allen unerhörten Gewaltthätigkeiten, die er sich mit den Wörtern erlaubt, behält er sich immer noch das Recht vor, wo er sich gar nicht weiter zu helfen weiß, vorzugeben, ein Wort sey barbarischen Ursprungs und er könne es also nicht erklären. Dieß thut er bey $\pi\acute{\upsilon}\rho$. Gesezt aber er spräche im Ernste, so bewiese seine Aussage grade das Gegentheil von Verwandtschaft. Denn es wären ja nach ihm nur einige Scythische Wörter fremd in das Griechische gekommen, und zwar hauptsächlich „durch die unter den Barbaren wohnenden Hellenen.“

Deutscher. Ihr verdankt eure erste Bildung dem Orpheus, „einem Getischen Druiden.“

Griechen. Weil er ein Thracier heißt? Wanderte nicht auch der Thracier Chamyris im Peloponnesus umher? Durch jene Benennung wird Orpheus zu einer historischen Person gemacht, da er doch bloß eine mythische ist. Die Sage von ihm verdient

um so weniger Glauben, da sie nicht so alt zu seyn scheint, als Priester sie ausgeben. Homer kennt sie nicht.

Deutscher. „Die Deutschen bildeten vor Alters viele ihrer Zeitwörter durch Verdoppelung des anfangenden Mitlauts und hatten einen Dual wie ihr. Sprachen, die sogar solche Sonderbarkeiten gemein haben, wie der Dual ist, haben überhaupt viel gleiches.“

Grammatik. Die Verdoppelung ist allerdings eine seltene Eigenheit, die der Römer aber auch mit dem Griechen gemein hat. Der Dual findet sich in den verschiedensten Sprachen; im Hebräischen und im Finnischen. Er ist dem Ursprunge der Gesellschaften und der Kindheit des menschlichen Geistes sehr natürlich: je weniger zahlreich jene sind, desto häufiger tritt der Fall ein, daß nur zwey zusammen handeln; und der unmündige Verstand erhebt sich durch den Begriff des Paares wie durch eine Stufe zu dem allgemeineren der Vielheit. Die Griechen gaben vielleicht das einzige Beyspiel einer Sprache, die den Dual auch in der höchsten Ausbildung nicht abgelegt; und wer weiß was geschehn wäre, hätten die Dichter nicht gethan.

Deutscher. Die Stammväter der Deutschen und Griechen waren in ihren ursprünglichen Sizen Nachbarn.

Griechen. Reicht eure Geschichte bis da hinauf? Homer und Herodot sagen nichts davon. Doch nimm an, die Pelasger wären von Norden her in mein Vaterland eingewandert: das Volk der Hellenen ist erst

weit später durch Abtrennung von jenen entstanden, und hat zugleich mit dieser durch unbekannte Ursachen bewirkten Umwandlung eine andre Sprache bekommen. Herodot waget es nicht, mit Sicherheit zu bestimmen, welche Sprache die Pelasger geredet; er vermuthet aber eine barbarische, das heißt, nicht eine durch die Mundart sondern wesentlich und durchaus von der Hellenischen verschiedne. War also auch die Pelasgische Sprache mit der Deutschen verwandt, was folgt daraus für die Hellenische?

Deutscher. Durch alles dieß wird die Thatsache nicht umgestoßen, daß viele Deutsche Benennungen mit den Griechischen auffallend übereinstimmen.

Griechen. Wenn ihr die ausnehmt wo eine gewisse Beziehung des Zeichens auf den Gegenstand Statt findet, und die, welche ihr durch Vermittlung der Römer, entweder bey der Niederlassung christlicher Priester oder schon früher erhalten, so wird keine beträchtliche Zahl übrig bleiben. Wie viele Namen erhieltet ihr zugleich mit den Dingen! Oder haben die Germanier in ihren uralten Wäldern den Wein schon mit Rosen gekränzt?

Deutscher. Nein, aber bis zehn gezählt haben sie doch wohl?

Griechen. Sie nahmen vielleicht mit der Erlernung der Ziffern auch die dazu gehörigen Benennungen größtentheils an, und ließen ihre alten dahinten. Ich sage nur, was ein entschiedner Zweifler einwenden könnte.

Franzose. Es ist lustig anzuhören, wenn einer

dem andern seine Verwandtschaft im zwanzigsten Grade vorrechnet, die dieser nicht anerkennen will.]

Engländer. Man möchte ihm antworten: ich will glauben, daß ihr mein Vetter seyd; aber ich weiß gewiß, daß ich eurer nicht bin.

Griechen. Wir streiten zu lange über die Herkunft. Welcher Verständige giebt bey Menschen und Sprachen etwas darauf, wenn sie sich nicht durch Verdienst bewährt? Hatte eure Sprache gleiche Abstammung mit der unsrigen, desto schlimmer für euch, daß ihr nichts gefälligers aus ihr gemacht. Doch da sie in ihrer Kindheit einen mildern Himmel gewohnt war, so hat sie sich vermuthlich in den feuchten Wildnissen Germaniens erkältet, und seitdem eine heisere Stimme behalten.

Römer. Die Verwandtschaft der Lateinischen Sprache mit der Griechischen war, denke ich, von ganz andrer Art. Und dennoch wäre sie bey den

„Versen, welche vordem die Saunen und Priester gesungen,“

geblieben, hätte die Siegerin nicht die Erziehung ihrer Überwundnen empfangen.

Italiäner. Da das Lateinische aus den ältesten Mundarten des Griechischen, das Italiänische aber aus der Vermischung von jenem mit dem Gothischen und Longobardischen entstanden ist, welches Deutsche Sprachen waren, so haben sich ja in uns die beyden Zweige der Familie wieder vereinigt.

Franzose. Auch in uns die Franken mit den Lateinisch gewordenen Galliern. Wir hätten also sämt-

lich das Vergnügen unter lauter Bettern und Basen zu seyn, den Señor Castellano mit eingeschlossen, wiewohl er sich mit dem Heidenthum etwas gemein gemacht hat.

Deutscher. „Unsre Sprachen, Griechen, haben auch im Klange viel ähnliches.“

Griechen. Hier erwartete ich dich: ich wollte vorhin schon vom Wohlklange anfangen.

Italiäner. Ja, das scheint mir auch die Hauptsache.

Deutscher. Klopstock giebt eine Menge Beispiele von ähnlichen Wörtern, ja ganzen Halbversen.

Griechen. Selbst die Richtigkeit der Vergleichung zugestanden, behielten wir noch den Vorzug. Denn in den kurzen Sylben, wo wir tönende Vokale haben, steht bey euch meistens das unbedeutende E. Allein er legt die Deutsche Aussprache der Griechischen zum Grunde. So spottet er über Bettinelli, dem man Griechische und Deutsche Verse vermischt vorsagte, da er beyde Sprachen nicht kannte, und der lauter Deutsche gehört zu haben glaubte. Der arme Bettinelli! Er hatte ja wirklich lauter Deutsche Verse gehört.

Deutscher. Wich denn eure Aussprache so sehr von unsrer heutigen ab?

Griechen. Mehr als eure Schriftzeichen ausdrücken, und eure Organe nachbilden können. Ich rede nicht vom ungefähren Nachsprechen, sondern von den Feinheiten, woran Theophrast nach Jahren des Studiums von einer Attischen Gemüsehändlerinn als Fremdling erkannt ward.

Deutscher. Du legst viel Gewicht auf unmerkliche Schattirungen.

Griechen. Dieser lebendige Hauch ist grade das Eigenthümlichste im Vortrage der Sprachen, und wie in häßlichen das Abschreckendste, so in schönen der Gipfel ihrer Anmuth.

Italiäner. Er hat Recht! Der Gipfel unsrer Anmuth!

Griechen. Aber wenn wir auch bey den gröbsten körperlichen Bestandtheilen stehn bleiben: welche Aussprache ist die eurige! Ihr unterscheidet σ nicht von τ ; das säuselnde ζ , von dem es zweifelhaft seyn konnte, ob es für σ oder δ stände, stoßt ihr auf eure heftige Art heraus; ϕ und das Römische f gilt euch gleich, da doch jenes ein schmeichelnder Laut, dieses ein ungeheurer Buchstabe war; ihr verwechselt die Diphthongen ai und ei , und die nicht das geringste mit einander gemein haben, oi und eu —

Deutscher. Gut, daß du der Diphthongen erwähnst. „Ihre nicht selten unvermeidliche Häufung ist ein großer Übelstand eurer Sprache. Sie artet dadurch in Rauzigkeit aus. Das oi ist übelklingend.“

Griechen. Das entscheidest du, da du überhaupt im blinden bist, wie es geklungen hat?

Grammatik. Ich zweifle, daß ihr euch über die Diphthongen je verstehen werdet. Über keinen Punkt der Aussprache weichen die Völker, sowohl durch das Urtheil ihres Ohres als durch die Schreibung, so weit von einander ab.

Römer. In Ansehung des letzten wir schon

durchgängig von den Griechen. Zur Bezeichnung jedes ihrer Diphthongen setzen wir andre Vokale zusammen als sie.

Grammatik. Sie sind nicht einmal darüber einig, was Diphthongen, und was einfache Vokale sind.

Engländer. So gilt uns das ei des Deutschen in wine u. s. w. nur für ein langes i.

Römer. Das habt ihr wohl von uns angenommen.

Grammatik. Einige haben Diphthongen, die sich andre, ohne sie gehört zu haben, gar nicht wärden vorstellen können.

Franzose. So wir oiseau, nuire.

Grammatik. Auch hätte das Vertrauen zu der Schreibung der Alten nicht so weit gehn sollen, anzunehmen, was sie auf einerley Art geschrieben, sey in allen Verbindungen auf einerley Art ausgesprochen worden, denn die Armuth der Bezeichnung mußte hinter den mannichfaltigen Abstufungen der Töne zurückbleiben.

Römer. Freylich, wir hatten sogar für alle Vokale, die lang oder kurz seyn können, in beyden Fällen nur dieselben Buchstaben. — Und glaubt man, es sey ohne Grund gewesen, daß wir für das Griechische ε bald i bald e setzten? Alexandria, Medea.

Griechen. Du hättest billig zweifeln sollen, Deutscher, ob es etwas so breites und vollmundiges, wie eure Doppellaute sind, überhaupt in unsrer Sprache gegeben habe. Kannst du dir wohl vorstellen, wie man zwey Vokale, ohne daß sie in der Verschmel-

zung verlohren gehn, und ein ganz verschiedenes Gemischtes daraus wird, und doch in Einer Sylbe, hören läßt?

Deutscher. Ganz und gar nicht.

Italiäner. Ich sehr gut: Euro, lauro, mai, voi. In buono wird der letzte Vokal mehr gehört.

Griecher. Der Übergang des *ai, ei, oi*, in *æ, η, ω*, wäre bey deiner Aussprache unerklärlich. Wenn aber das *i* dem vorangehenden Vokal leiser nachhallte, so mußte es bey seiner Verlängerung ganz verschwinden. Auch die Verwandlung von *av* und *ev* in *ηv*, und von *av* in *ωv* hätte dich auf den Argwohn bringen müssen, daß dir hier etwas verborgen wäre.

Deutscher. Aber wenn die Vokale in den Diphthongen schon abgesondert gehört wurden, wozu die Trennungspunkte, wenn eure Dichter sie in zwey Sylben auflösten?

Griecher. Du vergißt immer, daß unser Ohr auch feine Unterschiede wahrnahm. Selbst dieser Umstand konnte dir jene Vermuthung bestätigen: denn wie hätten die Dichter trennen dürfen, was so, wie durch eure Aussprache, vereinigt war?

Grammatik. Über das Zusammentreffen der Vokale weichen die Urtheile ab. Einige Völker lieben es, andre halten es für weichlich oder hart, und vermeiden es, wo möglich, durch Herauswerfung.

Römer. Dieß thaten wir. Doch war uns die Weise der Griechen in ihrer Sprache nicht zuwider, und unsre Dichter ließen daher Griechische Namen ohne Elision auf einander folgen.

Italiäner. Wir sind achtsamer auf den Wohlklang als ihr waret, und unser Ohr stimmt hierin mit dem Griechischen überein.

Griechen. Die zusammentreffenden Vokale müssen aber nicht gleichsam gegen einander gähnen, sondern mit Stetigkeit hinüberschmelzen und dazu gehört unsre Biegsamkeit der Stimme.

Italiäner. Oder unsre.

Grammatik. Aber — ehe die Parteyen weiter fortfahren — ist der Streit der Sprachen über den Wohlklang nicht vergeblich und nie auszugleichen? Sage mir, Poesie, du bist ja Kennerin des Schönen, giebt es dabey etwas allgemeines, und an sich gültiges, oder hängt alles von der verschiednen Organisation, Gewöhnung und Übereinkunft ab, und gilt auch hier das Sprichwort: jedem ist seine Königin schön?

Engländer. Oder jedem Narren gefällt seine Kappe.

Italiäner. Du siehst ja, Grammatik, daß sich alle Nationen Europa's vereinigen, unsre Sprache wohlklingend zu finden.

Franzose. Für den Gesang.

Italiäner. Was sich gut singt, spricht sich auch gut.

Poesie. Hierin hast du nicht Unrecht, Italiäner. Aber dein selbstgefälliges Verufen auf jene Anerkennung war wenigstens sehr voreilig. Was ist das heutige Europa gegen den Umfang des Menschengeschlechtes in den verschiedensten Himmelsstrichen und Zeitaltern? Europäischer Geschmack ist nur ein erwei-

terter Nazionalgeschmack. — So weit es sich ohne geistige und körperliche Zergliederung thun läßt, Grammatik, will ich deinem Verlangen Genüge leisten. Ich habe ja die Welt umwandert und umflogen: habe an den schönen Ufern des Ganges und des Ohio geweilt, die Wüsten Afrika's und die Steppen Sibiriens besucht, und mich unter den Rebellen des Schottischen Hochlandes, wie unter dem ewig unbewölkten Himmel der Südsee-Hesperiden gelagert.

Franzose. Au qu'elle devient poetique!

Poesie. Keinem Volke, wie roh und beschränkt es seyn mochte, verschmähte ich durch meine Töne die Mühen des Lebens zu lindern.

Franzose. Dieß wird zu arg. Sie schreibt nur nicht den Feuerländern bel esprit zu.

Poesie. Ich kenne daher auch die unzähligen Sprachen, welche du niemals geordnet, noch ihnen zur Kenntniß ihrer selbst geholfen hast. Es giebt allerdings allgemeine Gesetze des Wohlklanges, auf die menschliche Natur und das Wesen der Töne gegründet.

Deutscher. Es ist mir doch lieb, daß man auch darüber etwas a priori wissen kann.

Poesie. Alles was den Sprachorganen leicht wird hervorzubringen, ist dem Ohr angenehm zu vernehmen. Dieß ist die nothwendige Wirkung einer sinnlichen Sympathie. Indessen können die Organe durch Gewöhnung es auch in den gewaltsamsten und verworrensten Bewegungen zu einer gewissen Leichtigkeit bringen, und deswegen scheinen sogar die rauhesten Sprachen den Einheimischen, von ihnen selbst ge-

sprochen, sehr leiblich. Erst wenn Fremde dieselben Laute mit Anstrengung herauszwingen, wird ihr Ohr beleidigt. Auf der andern Seite kann den Organen bey einer solchen Gewöhnung das leichteste schwer fallen: sie werden durch harte Arbeit zu den sanfteren Biegungen ungeschickt; die Faust des Tagelöhners kann nicht auf Harmonikaglocken hingleiten. Doch das angegebne Gesetz betrifft mehr die Vermeidung des Mißfälligen als die Hervorbringung dessen, was ich in den Sprachen liebe und hervorhebe. Das Wohlklingende muß wie alles Schöne einen Gehalt haben, und diesen bekommt es nur durch einen mannichfaltigen, tönenden und ausdrucksvollen Gebrauch der Stimme. Der Sitz der Stimme ist, wo nach Homer die Seele wohnt, in der Brust. Was nicht aus ihr hervorgeht, ist nicht Stimme; die Verrichtungen der Zunge, des Gaumens, der Lippen und Zähne bey dem Sprechen werden erst durch ihre Begleitung recht hörbar, da sie sonst ein unvernehmliches Geräusch seyn würden. Die Alten haben daher die Selbstlaute die Stimmigen, (*φωνηεῖτα*) wenn es solch ein Wort gäbe, oder schlechtthin die Stimmen (*voces*) genannt.

Deutscher. Jenes hat man ehemals durch „die Stimmer“ zu verdeutschen gesucht.

Poesie. Die Mitlauter hingegen hießen den Griechen die Stimmlosen (*αφωνα*). Wenn nun in einer Sprache die stimmlosen Buchstaben herrschen, und von den Stimmen höchstens nothdürftig begleitet werden, so entsteht nicht nur jenes, daß das Ohr die gehäuf-

ten und oft mit einander streitenden Bewegungen der Organe ungern vernimmt, sondern die Wirkung der Stimme wird auch durch das Geräusch verdunkelt. Geräusch hat gar nichts musikalisches an sich, nur die Stimme kann sich zum Gesange erheben; und derjenige Gebrauch der redenden ist der schönste, von welchem dieser Übergang am leichtesten ist. Also unterschiedne, reine, volle, nicht dumpfe noch schleichende Töne. Die natürliche Tonleiter der Vokale werde durch Akzente, durch einen belebten Wechsel der Höhe und Tiefe unterstützt. Wo mehre unmittelbar folgen, wird es durch diese beyden Umstände entschieden, ob gefällige Stetigkeit dabey möglich ist. Aber damit es gegliederte Rede bleibe, und nicht in ein singendes Auf- und Absteigen der Stimme ausarte, müssen der Regel nach die Vokale durch Bewegungen der Sprachorgane getrennt, und doch auch wieder verknüpft werden: denn während derselben geht die zur Hervorbringung eines andern Vokals nöthige Erweiterung oder Verengung des Mundes am unmerklichsten vor. Manche einfache Bewegungen vereinigen sich ohne Schwierigkeit in zusammengesetzte; andre Verbindungen sind widerspänstig, noch mehre ganz unmöglich. Das Ausdrucksvolle und Musikalische der Stimme beruht auf der Freyheit, flüchtiger über die Töne hinzueilen, oder dabey auszuhalten und zu schweben; dieß erlauben die offene (rosa) am meisten, weniger die gedehnten, (Lohn) am wenigsten die abgebrochnen, (halten) die daher auch für den Musiker am wenigsten taugen. Also ist die Anordnung, daß die stimm-

losen Buchstaben, und öfter einfache als verbundene, vor den Stimmen hergehn, die schönere; seltner sey der Vokal an beyden Seiten mit Konsonanten eingefaßt, oder bestehe die Sylbe bloß aus jenem. Die Mannichfaltigkeit erfordert jedoch Einmischung der weniger schönen Folgen und Anordnungen, damit das Ohr nicht durch Wohlklang übersättigt werde. Im Ganzen genommen sey das Verhältniß der Vokale und Konsonanten ungefähr gleich. Überwiegen jene zu merklich, so geht der Karakter der Rede verloren; diese, so hemmt das Geräusch nicht nur den Ausdruck der Stimme, sondern zerstört auch durch die entgegengesetzten und sich abstoßenden Bewegungen der Sprachorgane die fließende Stetigkeit der Töne.

Grammatik. Und warum haben nur so wenige Völker ihre Sprachen nach diesen Gesetzen gebildet?

Poesie. Wie die Natur den Menschen berührt, so giebt er es ihr zurück. Ein von selbst ergiebiger Boden, eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Brust hebt sich dem beseelenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Wesen wird elastisch und expansiv. Das schöne Gemählde der Natur steigt in heitern leichten Farben vor seinen Blicken auf, und die Bewegungen des Lebens um ihn gleiten in vollen Melodien, nicht verworren oder schreyend, vor seinem innern Sinn vorüber. Sein Geist sondert und ordnet die Gegenstände schnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühselig ihre Merkmale häufen, um sie festzuhalten. Die Empfindung

behält daher den freyesten Spielraum, und gaukelt unaufhörlich auf der Oberfläche seines Daseyns.

Wende dich in Gedanken von diesen glücklichen Gefilden weg, und durchschneide wie jene kühnen Weltumsegler die Zonen bis gegen den Nordpol hin. So wie die Natur karger, der Himmel unfreundlicher wird, so weicht die fröhliche Hingegenheit dem Ernst und der Sorge. Die Brust verengt sich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuße offen, sind nur zu Kampf und Arbeit geschärft. Der langsamere Verstand greift alles schwer und gewaltsam an. Der schlanke Leib badet sich nicht mehr leicht bekleidet in der freyen Luft, die unförmlichere Gestalt wird in Thierfelle eingewickelt, und endlich verkriecht sich der innre Mensch wie der äußre in dumpfe Winterhöhlen.

Wenn nun die Sprache nie aufhört im Ganzen, obschon nicht in den einzelnen Bestandtheilen, das zu seyn, was sie in ihrem Ursprunge war: Darstellung der Gegenstände, und Verkündigung des Eindrucks den sie machen; wenn die Stimme aus der Brust mehr ausdrückende Gebärde, die Verrichtung der Sprachorgane mehr nachahmende Handlung ist: so läßt sich leicht einsehn, welchen Einfluß die umgebende Welt, außer dem unmittelbaren auf die Organifazion des Ohres und der Werkzeuge der Rede, auf die Art haben muß, wie der Mensch seine Sprache bildet. Es kann eine so üppige und zerfloßne Sinnlichkeit geben, daß der Geist aller Spannung unfähig wird, und dann verschwinnt auch die Sprache ohne Haltung in Vokalen, wie die der Stabeitier. Wo die

Beweglichkeit der anschauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in schönem Gleichgewichte steht, da geht dieß auch in die Sprachen über: sie fügen sich, tönend und geflügelt, den Gesetzen des Wohlklanges wie von selbst. So sind, ich nenne mit Fleiß keine der hier streitenden Sprachen, die Arabische und Persische, jene Zierden des Morgenlandes, gebildet, die mir so aromatische Blüthen zum Opfer bringen; so die zarte Sanskrita oder die Vollendete, zu welcher die Gottheit selbst die Schriftzüge erfann. Je verschloßner und ungestümer die Natur wird, je mehr sich ihr Bild entfärbt und umnebelt: desto rauher, verworrner und mühseliger wird auch die Bezeichnung der Gegenstände durch stimmloses Geräusch, wozwischen sich die Empfindung nur kleinlaut und misfällig vernehmen läßt. Sehr schön hat daher ein Weiser die nordischen Sprachen Töchter der Noth, die südlichen der Freude genannt.

Franzose. Es ist Rousseau.

Deutscher. Wenn es sich so verhielte wie sie sagt, so stünde es schlimm um meine Sache. Doch sie wird nur ein Stück Poesie vorgebracht haben. Ich muß mir ein Herz fassen.

Grammatik. Mich dünkt, Poesie, es fänden sich manche Ausnahmen von deiner allgemeinen Angabe.

Poesie. Allerdings. Aber vergiß nicht die vielen Wanderungen der Völker. Eine schon fertige Sprache, die sie unter einen andern Himmelsrich mitbrachten, konnte zwar abgeändert werden, aber sich

nicht gänzlich verwandeln. Auch haben die Grade der Bildung großen Einfluß.

Grammatik. Dieß weiß ich selbst aus der Geschichte der Sprachen. Die noch ungezähmte Leidenschaftlichkeit des Barbaren äußert sich tönend und laut, aber auf eine ungeschlachte Art.

Deutscher. So war das Deutsche vor Alters.

Grammatik. Ein Übermaaß der Verfeinerung kann das entgegengesetzte Äußerste hervorbringen und mit der flüchtigen Oberflächlichkeit der Empfindungen die Löhne bis zum Unbedeutenden abschleifen.

Franzose. Ich hoffe nicht, daß sie auf uns zielt.

Grammatik. Vielleicht könnte man dem Charakter der Nationen auch in der Art nachspüren, wie sie allmählig zu höherem Wohlklange zu gelangen gestrebt. Einige ließen Konsonanten weg.

Franzose. Dieß thaten wir und die Provenzalen.

Grammatik. Andre setzten Vokale hinzu.

Italiäner. Dieß wir und die Spanier meistens, doch auch jenes nicht selten.

Griechen. Ich kann von dem Verfahren meines Volkes hiebey keine Rechenschaft geben. In den ältesten Denkmählern finden wir das Hellenische schon wohlklingend: es war wohl ursprünglich so.

Deutscher. Und die Pelasger?

Grammatik. Die größte Gefühllosigkeit des Ohres beweist es aber, wenn man zum Beispiel bey Aufnahme fremder Wörter das schon vorhandne Ver-

hältniß zerstört, die Konsonanten behält, und kaum nothdürftig Vokale übrig läßt.

Deutscher. O weh! das sind wir.

Griechen. Die Poesie, Deutscher, hat auch hier bewährt, daß ihr Wesen Wahrheit ist. Sie hat, ohne es zu wollen, meine Sache geführt, und ich kann mich nun kurz fassen. Klopstock hat behauptet, der Klang des Griechischen arte nicht selten durch gehäufte Diphthongen und übelvereinigte Konsonanten in Rauigkeit, auf der andern Seite durch allzuviele Vokale in Weichheit aus.

Deutscher. Richtig, und jenes habe unsre Sprache mit eurer gemein, von der letzten schlimmeren Ausartung sey sie frey.

Griechen. Von den Diphthongen habe ich schon genug gesagt. Die harten Zusammenstellungen der Konsonanten, die mir Klopstock vorwirft, stehn zu Anfange der Sylben, wo sie sehr leidlich sind, weil das Ohr bey dem darauf folgenden Vokale wieder ausruht.

Deutscher. Dieß mildert nur, aber es hebt nicht auf.

Griechen. Überdieß sind sie gar nicht häufig. Jene Milderung gilt auch von den in der Mitte zweyer Sylben zusammentreffenden Konsonanten: der vorangehende und der folgende theilen sich in sie. Und was sind sie gegen die bey euch vorkommenden? Finde doch im Griechischen Wörter wie Gesichtskreis.

Deutscher. Ihr endigt auch oft das Wort mit mehren Konsonanten.

Griechen. Niemals als vor dem schließenden *s* mit den wenigen, die sich leicht damit vereinigen lassen: *ἄλς, ἄψ, φάλαγξ*. Klopstock führt verschiedene, unstatthafte Beispiele von Wörtern an, die wir durch mehr als einen Mitlaut endigen sollen: *πάντ, βάσκ, ἄμφ*; der Apostroph hängt sie so genau mit dem nächsten Worte zusammen, daß sie eigentlich gar nicht mehr schließen, und daß der letzte Konsonant mit dem anfangenden Vokal des nächsten Wortes ausgesprochen wird.

Deutscher. „Wir schließen wie ihr am gewöhnlichsten mit dem sanften *R*.“

Griechen. Und werdet dadurch einformig, weil ihr nicht so wie wir mancherley Vokale, sondern immer das unbedeutende *E* vorangehn laßt. Doch wir reden jetzt nicht vom Tönenden sondern vom Fließenden des Wohlklanges. Wir schließen außer dem *r*, nur noch häufig mit dem *s*, und selten mit *x* und *g*. Ihr schließt mit diesen und mit welchen nicht? Aber nicht nur mit allen einzelnen sondern mit dreien, vieren, fünfen: *Furcht, stürzt, Herbst, stampft*; auch nach Gelegenheit mit zweien, die für sechs gelten können: *Kopf*.

Deutscher. „Diese endenden Mitlaute werden von einem Deutschen sehr schnell ausgesprochen.“

Griechen. Das ist Sache der Noth: der vorhergehende Vokal würde sonst gänzlich verhallen, ehe man damit fertig wäre. Aber desto schlimmer, denn je mehr ihr eilen müßt, um so mehr drängen sich die streitenden Bewegungen der Organe.

Deutscher. „Die Aussprache mildert dergleichen.“

Griechen. Sie kann das Unmögliche nicht. Und wie sollte sie es wollen, da sie gar nicht einmal das Bedürfnis fühlt? Ihr glaubt zum Beispiel, sanft sey ein sehr sanftes Wort, da es doch einem Griechen unerträglich hart geschienen hätte.

Grammatik. Ich kann es dir nicht verhehlen, Deutscher, daß sich die Sorgfalt der südlichen Völker für den Wohlklang am meisten auf Wegschaffung der schließenden Konsonanten gewandt hat.

Römer. Wir waren hierin etwas weniger ekel als die Griechen; wir erlaubten: b, c, d, l, m, n, r, s, t, die beyden letzten noch mit andern vorhergehenden.

Italiäner. Wir haben nie zwey Konsonanten nacheinander am Ende und überhaupt nur folgende vier: l, m, n, r. Wir wählten also ungefähr gleich mit den Griechen, oder noch feiner.

Griechen. Ich wünschte zu wissen, Deutscher, was Deine Voreltern in diesem Stück für die Verschönerung ihrer Sprache gethan haben.

Italiäner. Sie haben die Schlußvokale, wo sie vorhanden waren, weggenommen.

Deutscher. Doch auch oft das mildernde E hinzugefügt. „Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Konsonanten entsteht. Wörter von starker Bedeutung fodern den starken Klang als Mitausdruck.“

Griechen. Die Darstellung der Sprache sollte, wie die des Dichters, wahr und doch verschönernd

seyn; sie bedarf also niemals das übelklingende. Glaubst du, die Stärke beruhe mehr auf der Stimme oder auf dem Geräusch? Bey den gehäuften Schlußkonsonanten hört man nur das letzte.

Franzose. Die Stärke einer Sprache in die Häufung und Rauigkeit der Konsonanten zu setzen, kommt mir so vor als glaubte man, die Tapferkeit der alten Ritter hätte in ihrer rasselnden Rüstung gesteckt.

Italiäner. Wenn der Klang Mitausdruck ist so hat sich eure Sprach, so heißt es ja noch jetzt in einigen Mundarten, durch diese Benennung drollig genug charakterisirt. *S* ist die Bezeichnung des Bestandes, der Festigkeit, der ruhenden Kraft; *St* des angestregten; *Spr* der plötzlichlosbrechenden, wie in *S*pringen, *S*prühen, *S*preizen; alsdann kommt der gedehnte breite Vokal, und endlich ein rauher Hauch. *Klopstock* leitet es ja auch selbst von *bre*chen durch das verstärkende *S* ab.

Franzose. So daß es also ein wahres Losbrechen wäre.

Deutscher. Eine so weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unsre männliche gar nicht den Mund öffnen.

Griecher. Gut, daß du des Weichlichen erwähnst: dieser Punkt blieb mir noch übrig. Die zusammenstreichenden Diphthongen sollen bey mir Rauigkeit, die Vokale in gleichem Falle Weichheit hervorbringen. Wie stimmt dieß zusammen; wenn es nicht vor allem auf die Beschaffenheit der sich folgenden Vokale an-

kommt, ob sie stark oder sanft klingen? Ich denke niemand von euch findet Wörter wie *αυτος* oder *ουατα* weich.

Italiäner. Wegen des Weichlichen laß mich nur die Klage gegen ihn führen. Klopstock ist hierin mit niemanden übler umgegangen als mit meiner Sprache.

Deutscher. „Sie zerfließt auch beynah, und ist obendrein einförmig. Ihre Schlußsyllben wechseln meistens nur mit den vier Vokalen a, e, i, o.“

Italiäner. Wer fragt nach übelklingender Mannichfaltigkeit? Und hast du ein Recht, mir diesen Wechsel als Einförmigkeit vorzurücken, da du fast keinen schließenden Vokal als E kennst?

Deutscher. „Dieser Fehler wird durch die einförmige Sylbenzeit noch auffallender; denn deine Endungen sind fast immer weiblich.“

Italiäner. Durch die dreyerley Akzente (*amò*, *amándo*, *amábile*) werden die Schlußfälle der Wörter mannichfaltig genug. Den weiblichen hört man freylich am oftesten, aber er fällt weniger auf, weil der Schlußvokal sich so oft in den anfangenden des nächsten Worts verschmelzt. Das Vorurtheil, als ob die Weichheit durchgängig in unsrer Sprache herrschte, hat Rousseau schon widerlegt, und man muß sich wundern, dergleichen Behauptungen immer wieder gebracht zu sehn. Wenn ich dir nun zeigte, daß meine Sprache das Starke der Gegenstände weit besser als deine bezeichnet?

Deutscher. Das wäre!

Italiäner. So hätte ich wohl mehr gethan, als du foderst oder wünschest. Ich führe dir Wörter an, nenne mir welche von ähnlichen Bedeutungen. Rauco, forte, fracasso, rimbombo, orrore, squarciar, mugghiando, spaventoso.

Deutscher. Heiser, stark, Getöse, Wiederhall, Schauer, zerreißen, brüllend, furchtbar.

Italiäner. Guai, crollo, zampa, selvaggio, alpestro, orgoglioso, torbido, abbajar, s'accapriccia, arroncigliò.

Deutscher. Wehflage, Erschütterung, Taze, wild, gebirgig, stolz, unruhig, bellen, sträubt sich, einhatte.

Franzose. Ich kann ihm auch dergleichen aufgeben: écraser, s'écrouler, gouffre, rage, flamboyant, sanglots, foudre, tonnerre.

Deutscher. Zerschmettern, einstürzen, Abgrund, Wuth, flammend, Gestöhn, Blitz, Donner. — Könntest du lange so fortfahren?

Franzose. Warum nicht? Torrent, effroyable, épouvante, frapper, rocailleux, gonflé.

Italiäner. Die Zufriedenheit des Deutschen mit seinen meistens geräuschigen aber dumpfen Wörtern sollte einen auf den Gedanken bringen, die Einbildung und der Ton des Redenden müsse bey der nachahmenden Bezeichnung das Beste thun. Ihr glaubt Wunder, wie stark es in eurem Donner donnert. Laßt das r weg, und derselbe Klang macht unser Herz von den süßesten Regungen hüpfen. Le donne!

Franzose. Wie sagt ihr das?

Deutscher. Ehedem die Frauenzimmer oder das Frauenzimmer, jetzt die Frauen, und wenn man auf Französische Art über sie philosophiren will, die Weiber.

Franzose. Da habt ihr einen großen Schritt zur Kultur gethan, daß ihr nunmehr die Wohnung von der Person unterscheiden könnt.

Italiäner. Die Frauen? Und ihr fürchtet euch nicht, wenn ihr das hört?

Franzose. Ich besorge, Deutscher, du hast Wörter im Hinterhalt, womit du uns zuletzt aufs Haupt schlagen willst.

Deutscher. Wie so?

Franzose. Die ausdrucksvollsten sind doch die, welche die bezeichnete Sache selbst hervorbringen, und es giebt ihrer in eurer Sprache: Kopfschmerz macht Kopfschmerz, wenn man es ausspricht, und Pfropf propft einem den Mund zu.

Deutscher. Auch der Name Liebe erregt was er nennt.

Franzose. Dieses Wort mag ein weißer Rabe im Deutschen seyn, sonst würdet ihr nicht so viel Aufhebens davon machen.

Italiäner. Was streiten wir länger mit einzelnen Wörtern? Kannst du Verse wie folgende aufweisen?

Sentesi un scoppio in un perpetuo suono,

Simile a un grande e spaventoso tuono.

Aspro concerto, orribile armonia

D'alte querele, e d'ululi e di strida

De la misere gente, che peria
Nel fondo per cagion de la sua guida,
Istranamente concordar s'udia
Col fiero suon de la fiamma omicida.

Deutscher. Sogleich.

Poesie. Ich rathe dir nicht, Deutscher, dich auf diesen Wettstreit einzulassen. Du kannst zwar leicht Stellen aus deinen Dichtern anführen, die einen weit stärkern rythmischen Ausdruck ähnlicher Gegenstände haben, wiewohl auch darin die angeführten Zeilen sehr schön sind: allein hier gilt es bloß die Stärke des Klanges, worin deine Sprache wegen der Beschaffenheit ihrer Vokale besonders derer in den kurzen Sylben zu weit nachsteht.

Griecher. So ist es. Es fehlt ihr nicht nur an dem rechten Verhältniß zwischen Vokalen und Konsonanten; sie gebraucht von den letztern über anderthalb Mal mehr als das Griechische: sondern ihre wenigeren Vokale sind obendrein nicht die rechten. Man kann Verse, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu stoßen, aber fast nie einen, ohne zu oft von dem E heimgesucht zu werden.

Deutscher. Ich konnte es voraussehn, daß ihr mich von Seiten der Euphonie angreifen würdet: von der weit wichtigeren Eurhythmie schweigt ihr, weil ihr hier meine Überlegenheit kennt. Jene ist, wo der Klang nicht ausdrückt, nur das sinnlich Angenehme; diese das eigentlich Schöne.

Griecher. Ich gebe dir dieß nicht ohne Einschränkung zu: denn auch im Klange der Sylben und

Wörter sind Verhältnisse bemerkbar. Aber es sey: das Sinnliche muß doch immer dem Schönen zur Unterlage dienen, und was hilft eine schöne Form an einem widrigen Stoffe?

Italiäner. Zum Beyspiel eine vortreffliche Musik auf einem verstimnten, halb besaiteten Klavier gespielt. Man hört da nur die Tasten klappern.

Deutscher. Wessen Sprache gar keine bestimmte Sylbenzeit hat, rede nicht mit. „Die begriffmäßige Bestimmung der unfrigen, Griechen, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechanischen.“

Griechen. Den Ausdruck mechanisch muß ich verbitten. Mechanisch nennt man die todten Kräfte. Der lebendige Hauch des Vortrags, der jedem Laute seine natürliche Dauer giebt, gehört doch wohl nicht zu diesen? Sinnlich bestimmt war bey uns die Sylbenzeit: und wird nicht etwas sinnliches durch einen sinnlichen Maßstab am besten gemessen?

Deutscher. Auch bey uns ist die Sylbenmessung sinnlich, aber sie steht unter einem höhern Gesetze und erhält dadurch Bedeutung. So wie der Verstand über die größere und geringere Wichtigkeit der Begriffe entschieden hat, so vernimmt nun auch das Ohr die Längen und Kürzen.

Griechen. Meine Landsleute hätten bey euern Längen Verstärkung und Höhe der Stimme, weil ja bey euch der Akzent immer auf die Länge fällt, wahrgenommen; aber schwerlich das Verhältniß der Dauer zwischen unsern Längen und Kürzen. Die Länge war bey uns gleichzeitig mit zwey Kürzen.

Deutscher. „Das war nun so ein Einfall eurer Theoristen.“

Griechen. Gleichwohl waren diesem Einfalle gemäß alle unsre Sylbenmaße erfunden worden, ehe es noch Theoristen gab. Wie sollen wir uns verstehn, wenn du solche Sätze nachsprichst? Fühlst du nicht, was der wagt, der in einer Sache, wo alles auf die sinnliche Anschauung ankommt, die ihm fehlt, den Kunstverständigen, welche sie hatten, entscheidend widerspricht? Klopstock mußte bey noch so tiefem Studium die alte Metrik durchaus verkennen, weil er sich über den ungültigen Gesichtspunkt seiner eignen Sprache nicht erheben konnte. Er scheint nicht selten zu vergessen, was er doch alles sehr gut weiß, daß unsre überhaupt weit leichter und flüchtiger forteilte, daß sie weit stärkere musikalische Akzente hatte; daß ihr Vortrag weit gesungner und in Versen weit abgemessener war; daß Metrik und Musik ursprünglich eins waren, und immer einig blieben; daß in allen Dichtarten die Kunst schon verfiel, sobald an die Stelle des Gesanges Deklamazion trat; daß selbst diese Deklamazion —

Poesie. Du ereiferst dich; streitet ruhig. Führe du die Vorzüge der begriffmäßig bestimmten Sylbenzeit an.

Deutscher. Sie lassen sich unter wenige Hauptpunkte bringen, die aber von erstaunlichem Umfange sind. „Unsre Sylbenzeit legt den Nachdruck der Länge niemals an die unrechte Stelle, sondern immer dahin, wo er hin gehört.“

Griecher. Und wo gehört er hin?

Deutscher. Bey einsylbigen Wörtern auf die bedeutenderen Redetheile: das Nennwort, Zeitwort, Beywort, Umstandswort, manchmal das Fürwort; bey mehrsylbigen auf die Stammsylben. Die Ableitungs- und Biegungssylben sind meistens kurz.

Griecher. Sage mir, wirken die Wörter als Ganze oder Theilweise?

Deutscher. Wie verstehst du das?

Griecher. Ich meyne, wenn du etwa das Wort Begleitung hörst, ob du dir erst bey der Sylbe Be die Anwendung auf einen Gegenstand, dann bey gleit den allgemeinen Begriff von geleiten, endlich bey ung eine Handlung denkst, und so aus diesen Stücken die vollständige Vorstellung von Begleitung zusammen liesest; oder ob sie auf einmal, sobald du das Wort zu Ende gehört hast, in deine Seele tritt?

Deutscher. Doch wohl das letzte. Nur ein Sprachkundiger könnte jenes. Die wenigsten Menschen sind mit der Übung ihres Absonderungsvermögens und mit ihrem Nachdenken über die Sprache weit genug dazu gekommen.

Griecher. Denkt sich denn etwa der Sprachkundige bey dem Worte leider erst den Begriff von leid und dann den Begriff von er?

Deutscher. Schwerlich, denn die Bedeutung der Ableitungssylbe ist hier, wenigstens ohne etymologische Untersuchungen, dunkel. Allein die zusammengesetzten Wörter löset man doch in die einfachen Begriffe auf.

Griechen. Freylich müssen die, welche man sich nur zu bilden erlaubt, ohne Schwierigkeit aufgelöst werden können, um verständlich zu seyn. Aber setze mir doch aus dem Umstande Bey und dem allgemeinen Begriff von Spiel das Beyspiel zusammen. — Die weitere Anwendung wirst du selbst machen. Wenn der Hörer also die Wörter nicht zerstückt, so ist es für ihn gleichviel, ob der prosodische Werth ihrer Bestandtheile mit dem grammatischen übereinstimmt; denn um diese Übereinstimmung zu bemerken, müßte er jeden der Bestandtheile besonders denken.

Deutscher. Sie kann auf ihn wirken, ohne daß er sich ihrer bewußt wird. Seine Aufmerksamkeit fällt nun von selbst auf das wichtigere.

Griechen. Da das Wort nach seinem unmittelbaren Eindruck ein untheilbares Ganzes ist, so findet in dieser Rücksicht auch in der Wichtigkeit seiner Theile gar keine Unterordnung statt.

Deutscher. „Ist es nicht im höchsten Grade verstimmte Sylbenzeit, wenn man zum Beyspiel in *φιλοσοφουμιν* nach der kurzen Stammsylbe vier lange Veränderungssylben anhören muß?“

Griechen. Man hört die Stammsylbe ja doch hinlänglich mit der Kürze. Seyd ihr so schwer zu verständigen, oder so unaufmerksam, daß ihr sie nicht unterscheiden könnt, wenn ihr nicht insbesondre mit den Ohren darauf gestoßen werdet?

Deutscher. „Wenn die Theile selbst des dem Inhalte des Wortes angemessensten Fußes in Ansehung ihrer Länge oder Kürze den Begriffen wider-

sprechen, so bekommt jener dadurch etwas welches nun nicht mehr so recht übereinstimmt, kurz der Eindruck des einen wird durch den des andern geschwächt.“

Griechen. Du setzt bey diesem Eindruck außer der schon widerlegten Zergliederung des Wortes in seine Theilbegriffe, auch das voraus, worüber gestritten wird, ob nämlich diese Eigenheit eurer Sprache ein allgemeingültiges Gesetz zum Grunde hat? ob wichtigere oder unwichtigere Theilbegriffe eines Wortes in einem natürlichen Verhältnisse zu Längen und Kürzen stehn? Dieß scheint mir nun gar nicht so, ich finde da gar keinen Übergang. Wenn noch von kurzen und langen Begriffen die Rede wäre! Aber da möchten die Nebenbestimmungen oft die weitläufigste Erörterung verlangen. Vielleicht leuchtet dir das willkührliche der Regel mehr ein, wenn ich dir ein Beyspiel aus deiner Sprache anführe, wo sie nicht beobachtet ist.

Deutscher. Es giebt deren nur wenige.

Griechen. Ihr sagt lebendig: würde das Wort nun deutlicher, nachdrücklicher, schöner werden, wenn ihr lebendig sagtet?

Deutscher. Es ist überhaupt nicht gut abgeleitet; ein Deutscher muß bey näherer Betrachtung etwas unschickliches darin wahrnehmen.

Griechen. Weil es Ausnahme macht. Sonst, denke ich, könnte eure Sprache aus lauter Wörtern bestehn, die auf diese Art die Länge von den Stammsylben wegverlegten, und sich sehr wohl dabey befinden. Es versteht sich, daß sie darnach organisirt

seyn, und die Wörter tönend und vielsylbig verändern müßte.

Deutscher. Dadurch würde sie ganz aus ihrem Charakter herausgehn.

Griechen. Allerdings, dieser Umstand greift in den innersten Bau der Sprachen ein. Er hat einen unübersehbaren Einfluß auf die Wortstellung, und worauf nicht alles?

Deutscher. Wir sind zu ruhig um einen unverhältnißmäßigen Nachdruck auf das Unwichtigere zu legen, und lieben die Kürze zu sehr, um es weitläufig zu bezeichnen.

Römer. Wir waren lakonischer als ihr, und hatten doch Ableitungen und Biegungen von mehreren und zum Theil langen Sylben.

Griechen. Was ist das wichtigere an einem Begriffe? Das nackte Allgemeine, oder die näheren Bestimmungen, die besondern Beziehungen, worin man ihn jetzt grade denkt?

Deutscher. Unstreitig jenes, weil alles andre sich daran knüpft.

Griechen. Für den kalten Verstand, ja; aber auch für die rege Fantasie, für das beschäftigte Gemüth des Lebenden? Wenn Völker von lebhaftem Geist vielsylbig und tönend ableiten, biegen, steigern und umwenden, so siehst du, was man aus eurer kurzen, farglauten und nur nicht stummen Art es zu thun, schließen muß. Sie hängt mit der begriffmäßigen Sylbenzeit so zusammen, daß man nicht weiß, was Ursache und Wirkung ist. Sollten die Stamm-

sylden Ton und Länge behalten, so durften sich die hinzugesetzten freylich nicht sehr laut machen; aber wären diese häufiger stark ins Ohr gefallen; so hätten jene vielleicht beydes verlohren. Ihr sagt undankbare, da es doch nach der Regel undankbare heißen sollte.

Deutscher. Es komme woher es will, so bleibt es ein großer Vorzug, daß bey uns die Bewegung der Worte mit ihrem Inhalte immer übereinstimmt.

Griechen. Mit ihrem Inhalte! Du redest wirklich, als ob die prosodische Beschaffenheit des Wortes das Bild und die Empfindung ausdrückte, die es mittheilen soll. Hat nicht steigen und fallen denselben Fuß? Und pfeilschnell den schweren Spondeem, Verzug den muntern Jamben? Führe dieß durch unzählige Fälle hindurch. Der Inhalt, welcher die begriffmäßige Sylbenzeit bezeichnet, ist nicht einmal die logische, sondern nur ungefähr die grammatische Form, das Verhältniß des Ursprünglichen und Abgeleiteten. Was kann mit Bezeichnung derselben für die Darstellung des Dichters gewonnen seyn?

Deutscher. „Ihr habt Hauptwörter, die ganz unschicklich aus lauter kurzen Sylben bestehn.“

Griechen. Der Akzent hob sie hinlänglich. Doch ihr könnt euch die Musik einer Sprache gar nicht vorstellen, deren starke Akzente von der Quantität getrennt und unabhängig sind.

Deutscher. „Ihr laßt oft lange Reihen von Kürzen und Längen ununterbrochen auf einander folgen, was bey unsrer Bestimmung der Sylbenzeit niemals der Fall seyn kann.“

Griechen. In der Poesie wird dieß schon durch die Regel des Sylbenmaßes beschränkt; in der Prosa giebt die freyere Wortfolge und der Reichthum an Synonymen Mittel genug an die Hand, es zu vermeiden.

Deutscher. „Ihr habt einen Überreichthum an Spondeen.“

Griechen. Unsrer Längen waren weniger lang als eure. Ihr Übergewicht konnte also nicht schaden, sondern diente vielmehr dazu, die allzugroße Flüchtigkeit unsrer Sprache aufzuhalten. Ihr habt dagegen viel zu wenig Spondeen: Klopstock hat ja selbst diesen Mangel durch sein liebliches Klagelied an Sponda verewigt.

Deutscher. Er hat nachher seine Gesinnung verändert, und fragt nicht mehr so viel nach den Spondeen.

Griechen. Sponda hat andre Liebhaber gefunden, die der etwas starkgegliederten Schönen ihre Gunst abzwingen, wenn sie sie nicht freywillig erhalten. Es ist eine große Unbequemlichkeit bey eurer Bestimmung der Sylbenzeit, daß mit dem logischen Verhältnisse der Haupt- und Nebenbegriffe auch das Verhältniß der Längen und Kürzen so festgesetzt ist, daß es nur innerhalb sehr enger Gränzen wechseln kann.

Deutscher. Wir haben doch verschiedne lyrische Gedichte, wo ungewöhnlich viel Längen oder Kürzen zusammengestellt sind.

Griechen. Dafür ist denn auch die am Sinn

und an der Sprache verübte Gewaltthätigkeit sehr sichtbar.

Poesie. Ich will es dir nicht verschweigen, Deutscher, daß einige von euch, die sich zu meiner Religion bekennen, manchmal in die Abgötterey des Rhythmusdienstes verfallen.

Griechen. Und die Opfer, die bey diesem Dienste gebracht werden, sind Holocauste: niemand kann sie genießen.

Deutscher. Wenn dergleichen Versuche auch mißlingen, so stellen sie doch die prosodische Beschaffenheit unsrer Sprache ins Licht, und bringen unsre Verkunst weiter. Warum hältst du dich bey diesen Nebensachen auf? „Es ist doch, dünkt mich, so etwas in der epischen Versart, der schönsten unter allen, die Griechen zu übertreffen.“

Griechen. Der schönsten? Das kann ich dir nicht zugeben.

Deutscher. Deine eignen Landsleute sagen es ja.

Griechen. Spätere Grammatiker. Könntest du ein solches Urtheil aus der Zeit anführen, wo lyrische und dramatische Kunst blühten? Der Hexameter war vollkommen für seine Bestimmung, der tragische Trimeter war es eben so sehr für seine noch würdigere. Und welch ein Reichthum von musikalischem Zauber liegt in den lyrischen Sylbenmaßen und Chören! Ich finde überhaupt bey Klopstock die Ansicht den Hexameter für den Gipfel der Griechischen Metrik zu halten, da er doch nur ihre allereinfachste Grundlage war.

Deutscher. „Der Homerische Hexameter ist wenigstens der vorzüglichste unter allen.“

Griechen. Insofern der Hexameter damals die natürliche Blüthe der Sprache war, konnte kein Späterer diese leichte Fülle wieder erreichen, auch bey dem größten Aufwande von Feinheiten der Kunst, welche Homer noch nicht kannte.

Deutscher. „Und dennoch ist an Homers Versbau noch viel zu tadeln. Er übt oft Sylbenzwang aus.“

Griechen. Etwas ganz eignes, daß jemand, der einen Sänger nie gehört hat, ihn nach drey Jahrtausenden hören lehren will. Klopstock hat den Homer fleißig gelesen; aber Homer, weißt du, bestimmte seine Rhapsodien eben nicht für den Druck. — Wissen wir, wie sehr sich die Aussprache des Griechischen in dem, zwischen der Entstehung der Homerischen Gesänge und ihrer Aufzeichnung verfloßenen, Zeitraume verändert hat? Vermuthlich hatte zu jener ersten Zeit der Akzent noch einen Einfluß auf die Länge, den er nachher verlor. Endlich mußte in einem Zeitalter, wo die schriftliche Bezeichnung noch gar nicht, oder sehr wenig in Gebrauch war, das Ohr ohne alle Regeln über die Sylbenmessung entscheiden: und man wundert sich, daß es auch bey der größten Zartheit nicht immer mit grammatischer Genauigkeit entschied? Es fehlt so viel, daß „die andern Dichter auch in der Beobachtung der Sylbenzeit unter Homeren“ gewesen wären, daß man vielmehr viele Freyheiten ganz allein bey ihm findet.

Deutscher. „Homers Hexameter leucht manchmal unter der Spondeenlast, und kann kaum fort.“

Griecher. Du beurtheilst den Griechischen Spondeen nach dem Deutschen. Ich gab dir schon vorhin den Grund an, warum unsre Sprache mehr Längen verträgt als eure. Ein Vers von zwölf Sylben, wovon meistens acht, häufig neun lang wären, würde im Deutschen unfehlbar schwerfällig scheinen. Und doch ist der Trimeter des Aeschylus so beschaffen und verdankt seine Größe hauptsächlich dem öfteren Gebrauch der Spondeen.

Deutscher. „Homers Verse gehen nicht selten ihren Weg für sich, und lassen den Inhalt den seinigen gehn, oder sie gehn gar gerade zu gegen den Inhalt an.“

Griecher. Wenn nun Homer gar nirgends die Absicht gehabt hätte, den besondern Inhalt durch den Gang des Verses auszudrücken? Wenn dieser Gedanke ganz außerhalb seines Kreises lag?

Deutscher. So hätte er ja Wesen und Zweck des Sylbenmaßes verkannt. „Sylbenmaß ist Mit- ausdruck durch Bewegung.“

Griecher. Sage mir nur, wie der Deutsche Hexameter sich vom Griechischen unterscheidet, und was er dabey gewinnt. Das wird uns auf die Prüfung dieses Satzes führen.

Deutscher. „Unser Hexameter hat den Trochäen zum dritten künstlichen Fuße angenommen, und verlangt sogar diesen merklich öfter als den Spondeen. Er wird dadurch mannichfaltiger, und bekommt fast

den vierten Theil mehr metrischen Ausdruck. Der Griechische hat nur sieben verschiedene Wortfüße; der Deutsche, die fünf- und mehrsyllbigen nicht mitgerechnet, zwey und zwanzig.“

Griecher. Also Mannichfaltigkeit und Ausdruck. Hältst du Mannichfaltigkeit für etwas unbedingt Gutes?

Deutscher. Nun freylich, sie gefällt an sich.

Griecher. Wäre Mannichfaltigkeit ohne Einschränkung gut, so wäre jedes Sylbenmaß fehlerhaft: denn jedes schränkt die Mannichfaltigkeit der rhytmischen Bewegungen ein. Ferner: soll der Ausdruck auf die einzelnen Gegenstände der Darstellung, oder auf das Allgemeine gehen?

Deutscher. Unstreitig auf jene.

Griecher. Aber kehren die einzelnen Gegenstände der Darstellung in dem Gedicht wieder?

Deutscher. Nein, sie ziehen vorbey und es kommen andre und andre.

Griecher. Allein das Sylbenmaß ist ein Gesetz der Wiederkehr: du siehst also der „Mitausdruck durch Bewegung,“ auf diese Art ausgelegt, würde niemals darauf führen.

Deutscher. Was verstehst du aber unter dem Allgemeinen, und wie soll es der Dichter metrisch ausdrücken?

Griecher. Weiß etwa einer unter euch Repräsentanten der Sprachen, was episch ist?

Franzose. Epique? Poëme épique? Das sollten wir nicht wissen?

Deutscher. Unsere Theoretiker lehren es unständiglich. Vor allem sind die Epopeen episch.

Griecher. Die nun grade am wenigsten. Dir, Deutscher, sollte durch Nachbildungen der Homerischen Erzählungsweise, die ihr seit kurzem erhalten habt, schon ein Licht über das bisherige Nichtwissen angezündet seyn. Was für Gegenstände weist Klopstock dem metrischen Ausdrucke an?

Deutscher. „Erst die sinnlichen; hauptsächlich aber gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und Leidenschaft.“

Griecher. Der Empfindung und Leidenschaft wessen? Des Dichters, oder der von ihm dargestellten Personen?

Deutscher. Beides fällt in eins: der Dichter nimmt an seinen Personen den innigsten Antheil.

Griecher. Wenn nun der epische Dichter Herrschaft genug über sich selbst besäße, um von diesem Antheile nichts zu äußern?

Franzose. Das müßte ein entsetzlich harter Mensch seyn.

Griecher. Und wenn eben diese über die Darstellung verbreitete Ruhe der Grundcharakter des epischen Gedichts wäre?

Deutscher. Wie kann es dann gut seyn? „In guten Gedichten herrscht die Leidenschaft.“

Griecher. Wer das sagte, dachte wohl nur an lyrische. — Das Sylbenmaß soll durch das Gesetz seiner Wiederkehr den Geist der Dichtart ausdrücken; die in diesen Gränzen freigelassne Abwechslung ge-

stattet dem Dichter sich auch dem Einzelnen durch metrischen Ausdruck zu nähern. Der Geist des Epos ist der unbestimmteste, umfassendste, ruhigste: das Gesetz der Wiederkehr durfte also sehr einfach, und der freygelassene Spielraum sehr groß seyn. Die ganz individuell bestimmte Richtung des lyrischen Gedichts hingegen, die das Einzelne unumschränkt beherrscht, erfordert oft ein sehr komplizirtes Gesetz der Wiederkehr, Strophen, auch wohl Antistrophen und Epoden, und hebt die Freyheit der Abwechslung fast gänzlich auf. Du wirst dieß weiter anwenden: die Sache ist zu weitläufig, um sie hier auszuführen. Es könnte doch wohl seyn, daß eben die Veränderung, welche eurem Hexameter mehr Mannichfaltigkeit und also Fähigkeit, das Einzelne auszudrücken, gab, ihn zum Ausdruck der Hauptsache, nämlich des Epischen, weniger geschickt gemacht hätte.

Deutscher. „Der Trochäe vertritt ja den Spondeen beynabe. Er beschützte euch vor den übermäßigen Längenreihen, wenn ihr ihn ebenfalls aufnahm.“

Griechen. Mit der Gleichzeitigkeit der beyden Hälften jedes Fußes, wäre der ruhige, ebenmäßige Rhythmus des Hexameters zerstört worden.

Deutscher. Das beruht wieder auf dem Einfall mit der doppelten Dauer der Länge.

Griechen. Kennst du es auch einen Einfall wenn jemand Dreyachteltakte zwischen Zweyvierteltakte einmischen wollte, und ein Musiker sagte ihm, das ginge nicht?

Deutscher. Verse und Musik sind auch sehr verschieden.

Griechen. Bey euch freylich, unsre Hexameter wurden gesungen. Dieß vergißt Klopstock auch, wenn er seinen, für den Vorleser ganz richtigen, Unterschied zwischen künstlichen und Wortfüßen auf uns anwendet, und daraus folgert. Wie die Poesie überhaupt bey uns weit mehr Gewalt über die Sprache hatte, so vermehrte sie auch ihre so schon große Stetigkeit, und was ein Abschnitt des Verses in sich schloß, wurde gleichsam zu einem einzigen poetischen Worte.

Deutscher. Du verwirfst also unsern Hexameter gänzlich?

Griechen. Nicht doch, ich kann nur nicht zugeben, daß er unserm vorgezogen werde. Eben weil der Deutsche nur zum Vorlesen bestimmt ist, darf sein Gesetz weniger streng seyn. Überdieß hat ja Klopstock, wo er wollte, und mehre eurer Dichter haben gezeigt, daß man im Deutschen Hexameter machen kann, die in Ansehung des Rhythmischen, von der Euphonie ist hier nicht die Rede, unsern sehr nahe kommen.

Deutscher. Ich bin zufrieden: du räumst mir immer noch mehr ein, als alle meine neueren Gegner von ihren Sprachen rühmen können.

Italiäner. O wir haben auch Hexameter aufzuweisen.

Franzose. Wir auch.

Engländer. Wir auch.

Deutscher. „Ihr habt euch alle bemüht welche zu machen, aber es ist euch mißlungen.“

Italiäner Mißlungen? Ich denke, unsere Hexameter könnten den alten wohl ähnlicher werden als cure. Man hat nur keinen Geschmack daran gefunden.

Poesie. Ein erster Versuch gelingt nie ganz. Wenn die Sachen gleich stehen sollten, so müßte in einer gleich günstigen Epoche der Bildung jener Sprachen ein eben so hoher Dichtergeist seinen Ruhm an die Einführung der alten Sylbenmaße gewagt haben. Mir scheint Klopstock allzubescheiden sein eignes Verdienst der Sprache zuzurechnen.

Deutscher. Die andern haben ja gar nicht einmal eine bestimmte Sylbenzeit.

Poesie. Kannte man die eurige als solche, so lange ihr bey den gereimten Sylbenmaßen verharrtet? Hat nicht Klopstock selbst ihre Geseze nur allmählig entdeckt? Hat nicht Hagedorn sich in einem Briefe an Ebert wegen einer ihm zweifelhaften Quantität erkundigt, über die ihn jetzt jeder Schüler der Prosodie zurechtweisen kann?

Deutscher. Es bleibt doch ein Verdienst der Deutschen, daß sie die alten Sylbenmaße so willig aufgenommen.

Poesie. Du vergißt, welche saure Mienen ihr Geschmack gemacht, ehe er sich diese Medizin hat eingehn lassen. Die vom Zaune gebrochenen Einwendungen rechne ich mit zu den sauren Mienen. Es gehörte wirklich Klopstocks feste Männlichkeit dazu, um die Sache durchzusetzen. Über ein halbes Jahrhundert ist es nun her, seit der Anfang gemacht wurde;

Klopstock hat gleich damals, und besonders in den neuesten Zeiten von großen Dichtern fleißige Nachfolge gefunden: und wie weit ist es denn nun mit der Popularität der alten Sylbenmaße?

Deutscher. So weit, daß es nie wieder rückwärts gehen kann. Auch deswegen nicht, weil wir ein Bedürfniß haben, die Alten in ihrer ächten Gestalt zu lesen, und uns in eignen Werken an ihre große Formen anzuschließen.

Poesie. Über die anfängliche Abneigung gegen die antiken Sylbenmaße darf man sich indessen nicht wundern: ihre Verschiedenheit von den modernen liegt nicht auf der Oberfläche, sondern ist in dem wesentlich verschiedenen Charakter der Bildung gegründet. Laß bey den andern Nationen den Sinn für das Antike einmal erwachen, so werden sie in ihren Sprachen die Fähigkeit zu den alten Sylbenmaßen schon hervorzurufen wissen, und deine verliert ihr Monopol damit.

Deutscher. Es soll mir lieb seyn, wenn das geschieht: Klopstocks Name wird immer zuerst dabey genannt werden.

Römer. Zur Vergeltung dafür, daß er die Römer ohne Umstände Meisterer genannt hat, weil sie die Freyheiten des Griechischen Versbaues aus Gründen, die in der Natur ihrer Sprache lagen, enger einschränkten, mache ich ihm den Ruhm der Erfindung streitig.

Deutscher. Es kann ihm nur in so fern daran liegen, als er es zuerst auf die rechte Art angefangen und die Erfindung behauptet hat.

Römer. Dem sey wie ihm wolle, es sind schon vor mehr als siebzehnhundert Jahren Deutsche Hexameter gemacht. Ihr wundert euch? Ich hörte ja erst, die Geten wären ein Deutsches Volk gewesen.

Deutscher. Ganz richtig.

Römer. Dvid lebte in der Verbannung unter den Geten und machte aus Langerweile, oder weil er es gar nicht lassen konnte, Getische Verse:

Ach, ich schäme mich deß! ich schrieb auch ein Getisches
Büchlein,
Fügte barbarische Wort' unseren Weisen gemäß.

Also in Römischen Sylbenmaßen. Daß es Hexameter waren, läßt der Inhalt des Gedichtes, das Lob des Imperators, nicht zweifeln. Er fand auch Beyfall damit:

Und ich gesiel, ja wünsche mir Glück, und es fängt bey
den wilden

Geten mein Dichterruhm schon zu erheben sich an . .
Als ich das Werk durchlesen der nicht mir heimischen
Muse,

Als mir das schließende Blatt nieder zum Finger
gelangt:

Haben sie alle das Haupt und die vollen Köcher ge-
schüttelt,

Während von Getischem Mund langes Gemurmel
erscholl.

Deutscher. Die Geten waren also schon klüger als die neueren Europäer, die nichts von den alten Sylbenmaßen wissen wollten.

Griechen. Ich komme auf die Kürze. Klopstock hat sich besonders bemüht zu zeigen, seine Sprache übertreffe hierin die beyden alten.

Deutscher. Es ist ihm auch gelungen. Er hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Übersetzung verkürzt, ohne ihnen etwas zu nehmen.

Griechen. Sollen wir die Kürze mit der Elle messen, oder nach der Uhr berechnen?

Deutscher. Wozu diese spöttische Frage?

Griechen. Die Kürze ist ja etwas sinnliches: sie wird also im Raume oder in der Zeit wahrzunehmen seyn.

Deutscher. Allerdings in beyden. Du siehst ja, Klopstocks Verdeutschungen haben immer weniger Verse als das Original.

Griechen. Das wäre denn doch eine Art von sinnlichem Maßstabe. Aber er ist mir nicht genau genug: welch ein Unterschied zwischen Vers und Vers! Daß ein Deutscher Hexameter auf dem Papiere länger ist als ein Griechischer, fällt in die Augen, und wenn du noch zweifelst, so befrage den Seher. Um jenen Maßstab nach der Zeit näher zu prüfen, müßte der Originaldichter und der Dolmetscher, jeder so geschwind er könnte, die angeblich verkürzte Stelle hersagen, und man sähe dann, wer am ersten fertig wäre.

Engländer. Schön, da giebt es Verse-races. Ich will gleich eine Wette anstellen.

Franzose. Auf diese Art werde ich den Deutschen auch leicht in der Kürze besiegen, denn drey

von seinen Sylben dauern oft länger als sechs von meinen. Irritabilité, Reizbarkeit.

Deutscher. Wie kannst du so lächerliche Vorschläge thun? Je kürzer der Ausdruck, desto mehr Würde, Nachdruck und also auch Langsamkeit erfordert der Vortrag.

Griecher. So geht ja der ganze Vortheil der Kürze, das bischen ersparte Zeit, wieder verlohren.

Deutscher. Du redest unmöglich im Ernst, denn du weißt so gut, wie ich, daß „die Kürze wenige Theile durch Worte von starker Bedeutung zusammenfasset und gleich einer großen Lichtmasse auf einem Gemählde leuchtet.“

Griecher. Vortrefflich! Das hat ein Meister gesagt. Ich wollte dich nur zu dem Geständniß bringen, daß man die Kürze nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen einer gewissen hervorzubringenden Wirkung sucht, und daß sie nicht überall in gleichem Grade hingehört.

Deutscher. „Sie begünstigt doch überall das schnellere Denken; und der schnellere Gedanke ist lebendiger, hat mehr Kraft!“

Griecher. Schnell und langsam sind Verhältnißbegriffe, woben es auf Gewöhnung ankommt. Ihre großen Streiche thut die Kürze nur durch das Ungewöhnliche. Der beständige Lakonismus mag eine große sittliche oder politische Eigenthümlichkeit seyn, aber er ist weder etwas dichterisches noch rednerisches.

Deutscher. Ist es nicht erhaben, wenn die Spartanische Mutter den Schild übergiebt: Den oder auf dem.

Griechen. Weil es das schlichte und entschiedne einer erhabnen Gesinnung ausdrückt. Aber gewiß fiel dieß den Athenern, eben weil sie vom Morgen bis in den Abend zu plaudern pflegten, stärker auf, als den halb stummen Spartanern selbst. Der gesellige Mensch liebt zu reden, der Dichter ist der geselligste aller Menschen. Wenn er nun immer mit den Worten und Sylben geizte, so wäre seine Freude ja gleich zu Ende.

Deutscher. Er ist so reich, daß er viel in wenigem geben kann, ohne sich zu erschöpfen.

Griechen. Seine Erhebung über die Wirklichkeit fodert eben so oft Entfaltung als Zusammendrängung von ihm. Der angestellte Wettstreit bewiese nichts, wenn die übersehten Stellen auch noch viel beträchtlicher in einer Dollmetschungs Mühe zusammengestampft würden. Die alten Dichter wollten ja nicht kürzer seyn, als sie waren. Man müßte sie nun erst wieder erwecken, und ihnen gestatten, aus ihren Versen Kunststücke der Kürze zu machen.

Deutscher. Es ist die Frage, ob sie dasselbe kürzer ausdrücken konnten.

Griechen. Nach der Wahl der aus dem Griechischen übersehten Stellen kann es Klopstocken unmöglich rechter Ernst damit gewesen seyn. Aus dem Homer, und immer aus dem Homer! Homer kennt keine andre Kürze als die der Einfalt, und ihm ist auch ihre ganze Weitläufigkeit eigen. Überdieß ist schöner Ueberfluß der Hauptkarakter seines Styls. Galt es bey dem Wettstreite wirklich eine Entscheidung: warum wurden nicht Stellen des tragischen

Dialogs gewählt, wo die Gedanken mit jeder Zeile wie Geschosse hin und wieder fliegen? Oder von jenen Versen des Aeschylus, wovon zwey in die Wage gelegt, den ganzen Euripides mit Weib, Kindern, Resphiphon und Büchern aufwiegen konnten? Oder von jenen gewaltigen Sprüchen des Pindar, womit er seiner über ihre Ufer brausenden Rede auf einmal einen Damm entgegensetzt? Oder wenigstens vonden gediegenen Sittensprüchen des Menander?

Römer. Auch die aus dem Römischen gewählten Stellen sind meistens Virgilische, mit einer gewissen Fülle geschmückte. Und vollends aus dem geschwägigen Dvid!

Deutscher. Doch auch aus Horazens Oden.

Römer. Das bedeutet schon mehr. Man muß, denke ich, froh seyn, ihn ohne Verkürzung überhaupt nur gut übersehen zu können.

Deutscher Kurz und gut.

Römer. Es möchte kurz und schlecht daraus werden. Dieß wäre der Fall, wenn an die Stelle der Unmuth und Leichtigkeit, die sich beyhm Horaz mit dem sinnreichen Nachdruck der Kürze paart, Härte und Dunkelheit träte.

Deutscher. Klopstock hat deine Sprache durch die Bedingung des Wettstreits genug geehret, Römer. Die Vereinerung soll ja Siegerin seyn, wenn sie auch die übersetzten Stellen ein wenig verlängern müßte.

Römer. Sie thut es nur einmal, und wo es nicht nöthig war, bey diesen Zeilen Virgils:

Ille caput quassans: Non me tua fervida terrent
Verba, ferox, dI me terrent, et Juppiter hostis.

Jurnus schüttelt sein Haupt: nicht deine flammenden
Worte

Schrecken, wütender, mich, mich schrecken die Götter
und der mir

Jürnet, Jupiter!

Warum nicht:

Jener schüttelnd das Haupt: Nicht deine brausenden
Worte

Schrecken mich, Wilder, mich schrecken die Götter und
Jupiters Jürnen.

Du siehst, die einzelnen Fälle beweisen weder für noch
wider die größere Kürze einer Sprache; es mischt sich
da zu viel Zufälliges hinein. Man muß auf ihren
Bau zurückgehn.

Deutscher. „Gut, die meinige hat kürzere
Worte.“

Engländer. Wenn es darauf ankommt, so
nehmt es einmal mit mir auf.

R ö m e r. Soll die Sprachkürze dichterischen
Werth haben, so muß sie der Schönheit nicht Eintrag
thun. Das thut aber die Einsylbigkeit. Zur Würde
gehört ein gewisser Umfang der Worte. Die Schön-
heit liebt tönende und durch den Wohlklang besügelte
Vielsylbigkeit. Alles beruht darauf, daß eine Spra-
che die Theile der Gedanken in große Massen zusam-
menfasse, und daß sie kühn auslassen dürfe.

Deutscher. Dieß hat Klopstock selbst dadurch
angedeutet, daß er die Vereinerung mit Harmosiß und
dann mit Ellipsis den Wettstreit der Kürze halten
läßt.

Römer. In beyden Stücken kann es die Deutsche Sprache den alten und besonders meiner nicht gleich thun. Diese ist noch kürzer als die Griechische, weil sie keinen Artikel und keine Partikeln hat.

Griechen. Die Partikeln verlängern die Sprache wenig, weil sie sich ganz an die größern Wortmassen anfügen. Der Artikel ist erst später in unsre Sprache gekommen: Homer hat ihn noch nicht, und unsre Dichter waren daher überhaupt nicht so sehr an ihn gebunden.

Römer. Und weil sie vieles durch Umendungen der Nennwörter anzeigt, wozu die Griechische Beziehungswörter braucht. Das Deutsche hat nun obendrein die unvollständige Biegung der Zeitwörter, welche ihm oft doppelte Hilfsörter, und die beständige Wiederholung der persönlichen Fürwörter nöthig macht. Nebenarten wie: ostendite bellum, pacem habebitis, mögt ihr in der Sylbenzahl kürzen; in wie viele Wörter und Wörtchen müßt ihr sie zerstückeln! Eben die vollständige Bestimmtheit, womit wir die Nebenbegriffe und Verhältnisse an den Hauptwörtern bezeichnen, macht auch, daß wir viel auslassen dürfen, ohne, wie ihr, Zweydeutigkeit und Verworrenheit zu befürchten. Dazu kommen nun noch jene zusammendrängenden Wendungen: der bey euch so sehr beschränkte Gebrauch des Partizips, der absolute Ablativ u. s. w.

Deutscher. Wir können mehre Hauptbegriffe zu einem Worte vereinigen.

Römer. Das ist etwas. Unsre Sprache hat

sich hierin freylich sehr eingeschränkt. Aber du siehst, daß es bey weitem nicht entscheidet: denn sonst könnten wir nicht kürzer als die Griechen seyn, die ebenfalls viel zusammensetzen.

Franzose. Hört endlich auf, so langweilig über die Kürze zu seyn. Ihr beweist, daß es damit weit mehr an dem Menschen als an den Sprachen liegt. Unsre zum Beyspiel ist kurz, weil es uns natürlich ist, uns kurz zu fassen.

Deutscher. Oder wenigstens schnell überhin zu gehn.

Franzose. Die eurige hingegen ist lang, weil ihr bedächtig, langsam und schwerfällig mit näheren Bestimmungen, Einschränkungen, und Gegeneinschränkungen, Erläuterungen, Einschaltungen, Bevormortungen etwaniger Mißverständnisse und halben Zurücknehmungen gar nicht fertig werden könnt. Über die Heiligerömischereichdeutschernazionsperioden hat sich ja euer Fürsprecher selbst lustig gemacht. Hier laßt ihr euch doch öffentlich als Nation vernehmen. Vergleicht nur einen einzigen Reichstagseschluß mit einer ganzen Konstitution von uns.

Deutscher. Deswegen habt ihr auch beynah so viel Konstitutionen nöthig, als wir Reichstagseschlüsse.

Italiäner. Warum wird denn mir Weitschweifigkeit vorgeworfen? Giebt es einen Deutschen Dichter, der so sehr Meister in der Kürze wäre als Dante? Wir haben auch eine vollständigere Biegung der Zeitwörter, und knüpfen oft mehre Fürwörter an sie an.

Deutscher. O ja, ihr seyd besonders in der Prosa allerbewundernswürdigst kurz! Maravigliosisi-
mamente!

Italiäner. Das ist nun wieder Sache des Geschmacks. Wir lieben den Superlativ.

Poesie. Da Klopstock einen so ungemeinen Werth auf die Kürze legt, warum hat er nicht neben der Bildsamkeit, Bedeutsamkeit und so manchen ähnlichen auch die Schweigsamkeit aufgeführt?

Grammatik. Sie konnte ja nicht mitreden, ohne ihren Karakter zu verläugnen.

Poesie. So hätte sie wenigstens, wie die Niobe des Aeschylus, mit verhülltem Antlitz unter den Streitenden gefessen und Ehrfurcht geboten.

Grammatik. Klopstock spielt selbst die Rolle der Schweigsamkeit in dem ganzen Buche. Kaum giebt er Winke, wo man befriedigende Belehrung von ihm wünscht.

Franzose. In den grammatischen Gesprächen wird ein Wettstreit zwischen den Sprachen angekündigt, worin ihnen der Vorrang nach der Geschicklichkeit im Übersetzen zuerkannt werden soll. Ich protestire hiegegen im Namen der meinigen. Es ist ein bloß nationaler Kanon, denn die Deutschen sind ja Allweltsübersetzer. Wir übersetzen entweder gar nicht, oder nach unserm eignen Geschmack.

Deutscher. Das heißt, ihr paraphrasirt und travestirt.

Franzose. Wir betrachten einen ausländischen Schriftsteller, wie einen Fremden in der Gesellschaft,

der sich nach unsrer Sitte kleiden und betragen muß, wenn er gefallen soll.

Deutscher. Welche Beschränktheit ist es, sich nur einheimisches gefallen zu lassen!

Franzose. Die Wirkung der Eigenthümlichkeit und der Bildung. Hellenisirten die Griechen nicht auch alles?

Deutscher. Bey euch eine Wirkung einseitiger Eigenthümlichkeit und konventioneller Bildung. Uns ist eben Bildsamkeit eigenthümlich.

Poesie. Hüte dich, Deutscher, diese schöne Eigenschaft zu übertreiben. Gränzenlose Bildsamkeit wäre Charakterlosigkeit.

Griechen. Was ihr im Übersetzen leisten könnt, weiß ich. Indessen wollte ich euch doch in wenigen Zeilen allerley zu rathen geben, und sehr lebhaft daran erinnern, daß unsre Sprache ihre ganz unnachahmlichen Reize hat. Es versteht sich, daß nur das mit gleicher oder beynah gleicher Würde, Kraft und Anmuth nachgebildete übersetzt heißen kann.

Deutscher. Ich erwarte deine Aufträge.

Griechen. Hier ein paar Verse des Sophokles:

Ὅτε Μοῖρ' ἀνυμέναιος,
ἄλυρος, ἄχορος, ἀναπέφηνε.

Und folgendes Distichon des Hermesianax:

Μίμνερος δὲ τὸν ἠδὺν ὅς εὔρετο, πολλὸν ἀνατλάς,
ἤχον, καὶ μαλακοῦ πνεῦμι ἀπὸ πενταμέτρου.

Es ist nur eine kleine Probe.

Italiäner. Laß mich auch eine hinzufügen, es sollen nur einzelne Verse seyn. Von Dante aus der Jugendgeschichte der Seele:

L'anima semplicetta, che fa nulla;
und vom Ariost auf den großen Buonarroti:
Michel, più che mortal, Angel divino.

Deutscher. Nach diesem Spiel fürchte ich, daß
mir der Römer Semibovemque virum semivirum-
que bovem aufgiebt.

Römer. Sey unbesorgt, ich habe besseres zu
wählen. Hier ist eine Schilderung des Hylas an
der Quelle:

Et circumdigro surgebant lilia prato
Candida purpureis mista papaveribus.
Quae modo decerpens tenero pueriliter ungui,
Proposito florem praetulit officio.
Et modo formosis incumbens nescius undis
Errorem blandis tardat imaginibus.

Du hast die Bedingung, mit fast gleicher Anmuth,
nicht vergessen.

Deutscher. Ich werde die Aufgaben aus
den Alten Klopstocken und Vossens vorlegen. Wir kön-
nen freylich keine solchen Pentameter machen. Dann
schließe ich auch aus eurer Wahl, daß ihr einen mir
unmöglichen Fehler mit übertragen wünscht.

Griecher. Welchen Fehler?

Deutscher. Die Abtrennung der Beywörter
von ihren Hauptwörtern, und überhaupt „eure ver-
worfenne Wortfolge.“

Griecher. Die Freyheit der Wortfolge, die schön-
ste Frucht von dem vollkommenen Bau unsrer Sprachen,
soll ein Fehler seyn?

Deutscher. Gut, ich will mit beybehaltner
Wortstellung aus euren Dichtern übersetzen.

Römer. Ich weiß wohl, daß Klopstock, um die Unschicklichkeit unsrer Wortfolge zu beweisen, diese Probe an einer schönen Stelle des Horaz gemacht hat. Aber was beweist sie? Zuerst wird in jeder Sprache vieles für natürlich gehalten, was bloß auf der Gewöhnung beruht. Es ist eben so, als wenn jemand aus einer fremden Sprache mit beybehaltne[m] Geschlecht der Hauptwörter übersetzte, etwa *argenteus Luna* und *aurea sol* sagte, und sich dann über die Wunderlichkeit jener wunderte. Ferner ist die Sache durch die Übertragung ins Deutsche durchaus verändert. So wie ihr die Wörter aus den erlaubten Stellen wegrückt, entsteht Zweydeutigkeit und Verworrenheit, weil bey euren unvollständigen Biegungen die Stellung zu Hülfe kommen muß, um die Verhältnisse der Wörter zu erkennen, die bey uns auf das deutlichste an ihnen selbst bezeichnet sind.

Deutscher. „Die Wirkung wird geschwächt, während man die Worte, die hie und da getrennt herum taumeln, mit Zeitverluste zusammen suchen muß.“

Griechen. Und wer mußte das? Die Einheimischen, die es von Jugend auf so gewohnt waren? Überdies fallen unsre tönenden und vielsylbigen Biegungen, du erinnerst dich dessen, was ich vorhin von ihrem vielfachem Einflusse sagte, stark ins Ohr; das durch die Bedeutung verknüpfte ordnet sich von selbst auch sinnlich zusammen. Eine so ängstliche Wortfolge zu beobachten, wie in eurer und andern neueren Sprachen, wäre bey uns übermäßige Deutlichkeit gewesen, und diese ist für eine schnelle Fassungskraft lästig und beleidigend.

Deutscher. Gleichwohl scheint ihr selbst das Fehlerhafte gefühlt zu haben. „Ihr Griechen gingt in der Verwerfung der Worte nicht so weit als die Römer, und Homer war unter euren Dichtern der enthaltsamste.“

Griechen. Das brachte die Einfalt seines Zeitalters und der Geist der Gattung mit sich. Auf diese Art würdest du aber der Sprache vor, was die Dichter versehen hätten. Eine Freyheit ist ja niemals ein Übel. Man kann sich ihrer bedienen, oder auch nicht.

Deutscher. „Eure verworfne Wortfolge war eine Sache der Noth. Sie ist vermuthlich bloß daher entstanden, daß ihr aus lauter Längen oder Kürzen bestehende Wörter habt, daß also die natürliche Ordnung zu viel lange oder kurze Sylben zusammenbrachte, die des Sylbenmaßes und in Prosa des Numerus wegen getrennt werden mußten.“

Griechen. Du siehst das als einen Nothbehelf an, was die durchgängige Unabhängigkeit unsrer Poesie vom Bedürfnisse auf das schönste beurkundet. Du kennst doch die orientalische Weise, mit Blumen Briefe zu schreiben? Nimm nun an, die Bedeutung jeder Blume sey bestimmt, und ihre Verhältnisse zu einander ebenfalls; möchtest du dann den Kranz daraus lieber so geflochten sehen, daß die gleichartigen Blumen beysammen blieben, oder daß sie sich mannichfaltig durchschlängen? Unsre Strophen, unsre Distichen sind solche Kränze; eben durch die Stellung werden sie zu Ganzen, wo nichts herausgerissen werden kann, ohne sie zu zerstören. Das Bild, der Gedanke wirkt nun als eine untheilbare, innig vereinigte Masse.

Franzose. In dem Verdienst einer natürlichen, dem Verstande gemäßen, ordentlichen Wortfolge sind wir dir überlegen, Deutscher.

Engländer. Wir auch.

Deutscher. Ihr müßt wohl: man verstände euch sonst gar nicht, da ihr keine Umendungen der Haupt- und Beywörter habt.

Franzose. Du führst eben das gegen uns an, was der Grieche gegen dich. Überhebe dich also nicht deiner etwas weniger fargen Wortänderung.

Engländer. Deine Sprache ist auf halben Wege stehn geblieben. Meine hat nicht nur die Umendungen, sondern auch die unnützen Geschlechtsunterschiede der Haupt- und Beywörter abgeschafft; ja sie konjugirt nur eben zwischen den Zähnen. Sie ist eine Philosophin.

Deutscher. Auch eine Dichterin?

Engländer. Sie ist sehr kühn und frey, so oft sie will.

Franzose. Welches ist das Gesetz der Deutschen Wortfolge?

Deutscher. Sie läßt gewöhnlich das Unbestimmtere vorangehen.

Grieche. Damit leistet sie der Einbildungskraft einen schlechten Dienst.

Deutscher. „Überhaupt liebt sie es, Erwartungen zu erregen: sie setzt daher das Beywort vor die Benennung, und die Modifikation vor das Modifizierte.“

Franzose. Deswegen trennt sie auch das un-

mittelbar zusammen gehörige: das persönliche Fürwort und Hülfswort vom Zeitworte, dieses von der Konjunktion wodurch es regiert wird; die trennbaren Präpositionen von den Zeitwörtern, womit sie zusammengesetzt sind u. s. w. Das eine stellt sie zu Anfange, das andre zu Ende des Satzes. Kurz, eure Wortfügung gleicht, besonders in den langen prosaischen Perioden, einer Krebschere die sich langsam und bedächtig öffnet, und dann auf einmal zuschnappt.

Deutscher. Du hast keine Ursache zu spotten. Wie gebunden ist deine poetische Wortfolge gegen meine!

Italiäner. Und wiederum die Deutsche gegen meine!

Franzose. Ihr könnt nicht einmal wie wir das Beywort vor oder hinter das Hauptwort setzen.

Deutscher. Wir thun jetzt auch das letzte mit Hülfe des wiederhohlten Artikels.

Poesie. Man kann einer Sprache eigentlich das nicht anrechnen, wozu nur die Kühnheit einiger Männer von Ansehn sie allmählig nicht ohne Widersetzlichkeit gebracht hat. Erwinnre dich, Deutscher, wie gar wenig von poetischer Wortstellung ihr hattet, ehe Klopstock dichtete.

Engländer. Jetzt habe ich eine besondre Klage gegen ihn vorzubringen. Er beschuldigt mich der barbarischen Sprachmischerey: ich nehme Lateinische Wörter aus dem eisernen Zeitalter auf, und selbst aus dem bleyernen der Mönche.

Deutscher. Es liegt ja am Tage. Er hat auch durch Übersetzung einer Stelle Miltons, worin er die
Fran:

Französischen und Lateinischen Ausdrücke im Deutschen beybehält, gezeigt, welchen Eindruck das machen muß.

Engländer. Freylich ist unsre Sprache aus fremdartigen Bestandtheilen erwachsen, aber sie sind so amalgamirt, daß man den verschiednen Ursprung derselben gar nicht einmal bemerkt.

Deutscher. „Das thut nichts, dadurch wird dem Unedlen der Mischung nicht abgeholfen.“

Engländer. Hältst du entkörpern für ein edles Wort?

Deutscher. Allerdings.

Engländer. Wenn nun jemand, wo es in einem eurer Dichter vorkommt, entkörpern setzte? Oder gar statt, „der Lorbeer krönt ihn,“ der Laurusbeer koronirt ihn? Würde dadurch nicht die ganze Sache verändert? Democh hat es mit jener Übersetzung aus Milton ungefähr diese Bewandniß.

Deutscher. Die späteren verwerflichen Einmischungen der Gelehrten und Weltleute abgerechnet, enthält das Deutsche wenig fremde Wörter. Es ist eine ursprüngliche und reine Sprache.

Griechen. Das Ursprüngliche ist mehr, als ich von der Hellenischen zu rühmen wage.

Römer. Und was das Kleine betrifft, so weiß ich bessern Bescheid zu geben.

Deutscher. Nun ja, die Ausdrücke, welche auf den Religionsdienst Bezug haben, brachten freylich die Lateinischen Priester mit.

Römer. Nicht doch! Ihr könnt ohne unsre

Hülfe keine Verse machen; ihr habt nicht einmal eine einheimische Natur.

Griechen. Ich befürchte, Deutscher, deine Landsleute werden die Ausdrücke aus den fremden, besonders aus den alten Sprachen nicht los, bis sie es einmal wie die Kanuier machen.

Deutscher. Was thaten die Kanuier?

Griechen. Man richtete Tempel fremder Götter bey ihnen auf, gegen die sie eine Abneigung hatten. Sie bewaffneten sich also einst sämmtlich, schlugen mit ihren Speeren in die Luft, und zogen so bis an die Gränze, indem sie dabey sagten, sie trieben die fremden Götter aus.

Franzose. Der unwillkürliche Hang, der sich in einer Sprache äußert, aus einer andern zu entlehnen, deutet auf höhere Bildung dieser. Die Minnesinger borgten schon von unsern Provenzalen, und noch jetzt —

Deutscher. Die wissenschaftlichen Ausdrücke nehmen wir meistens von den Römern und Griechen; mit den Namen der gesellschaftlichen Thorheiten versehen uns unsre Nachbarn.

Franzose. Die feineren Thorheiten und ihre Beobachtung zeugen auch von Bildung: sie machen das Leben lebenswürdig. Doch nun ist die Reihe an mir, über die ausgezeichnete Feindseligkeit zu klagen, daß in den grammatischen Gesprächen aus einer einzelnen Grille meiner Sprache eine eigne Person, die Wasistdaswasdasistwasistwashaftigkeit, gemacht wird —

Grammatik. Was erhebt sich draußen für ein Geräusch?

Poesie. Da tritt eine seltsame Figur herein.
Wer bist du?

Grille. Eine mächtige Fee. Ich nenne mich,
wie es mir einfällt und es euch beliebt. Oft herrsche
ich über dich, Grammatik, und nicht selten auch über
dich, Poesie.

Grammatik. Daß wir nicht wüßten.

Grille. Ich komme jetzt nur um euch zu mel-
den, welch ein Unglück bevorsteht, wenn ihr nicht schleu-
nigst diese Versammlung trennt. Die Deutschheit,
entrüstet über die ihr widerfahrne üble Begegnung,
hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, und das
Gerücht von dem, was hier vorgeht, überall verbrei-
tet. Nun sind alle in den grammatischen Gesprä-
chen vorkommende Personen und noch andre rege ge-
worden; sie wollen anklagen, vertheidigen, oder wenig-
stens als Zeugen auftreten. Sie sind zum Theil hef-
tig unter einander entzweit, und wenn ihr nicht schnell
aufbrecht, so werdet ihr diesen friedlichen Ort zum
Schauplatz des allgemeinen Krieges werden sehn.
Der Verstand und die Vernunft lagen einander in den
Haaren: jener behauptete, er sey einerley mit der
Vernunft, sie würden nur in der Kantischen Philoso-
phie unterschieden. Die Kunstwörterey, die sich für
die Philosophie ausgab, trat hinzu und wollte sich
den Ausspruch darüber anmaßen. Das Gemüth
weinte, Klopstock habe es für ein schlechtes nichts sa-
gendes Wort erklärt. Diese Entscheidung sey ihm ge-
wiß nicht aus dem Gemüthe gekommen. Die Ein-
bildungskraft foderte das Urtheil auf, das Buch in

Schutz zu nehmen, worin sie beyde eine so artige Rolle spielten. Das Urtheil war verdrießlich, weil es nur schlecht hin so heißen solle, und nicht Urtheilskraft; da doch Klopstock selbst Einbildungskraft sage. Es kümmerge sich nicht darum, ob bey dem ganzen Handel Urtheil oder Einbildung mehr Kraft beweisen würde. Ein berühmter Grammatiker hatte einen Sturm gegen die grammatischen Gespräche vor, und setzte sich dazuritterlich auf den Rücken des Sprachgebrauchs. Da der Grammatiker aber etwas stark beleibt war, so konnte der Sprachgebrauch nicht einmal aufrecht stehen, geschweige denn traben, sondern er kroch auf allen Vieren. Der Purismus wollte als Vertheidiger auftreten. Die Ausländerey warf ihm vor, er sey ein Siebenschläfer, der nur alle halbe Jahrhunderte wach werde: zur Zeit der fruchtbringenden Gesellschaft, unter Gottsched, und jetzt. Klopstock halte es gar nicht mit ihm: das beweise die Gelehrtenrepublik, die Fragmente über Sprache und Dichtkunst, endlich die grammatischen Gespräche. Der Purismus erwiederte, man könne es in dergleichen Dingen nicht so genau nehmen; sein Geschäft werde ihm sehr sauer gemacht, er habe selbst noch nicht zu einem Deutschen Namen gelangen können. Hierauf fragte ihn die Ausländerey, ob er Reinigkeitsengel oder Reinigkeitssteufel heißen wollte? Ihr könnt denken, wie er ergrimmete, nicht sowohl wegen der Schimpflichkeit des einen Namens, als weil man geglaubt hatte, er wisse nicht, daß Engel und Teufel Griechisch wären. Der Reim war außer sich über die Verunglimpfung

gen von Eintönigkeit, von Klinglern, u. s. w. Er pflege sonst auf dergleichen nur zu antworten: ich gefalle, thu mir was! Allein jetzt wolle er in einer tiefsinnigen Schutzrede zeigen, wie innig sein Wesen in die ganze Natur verwebt sey; reimen sey vergleichen, und im Vergleichen bestehe ja alle Poesie. Der göttliche Prophet Mahomed habe seinen Offenbarungen durch ihn Eingang verschafft. Auch bey den Griechen sey die Rhetorik auf ihn gebaut gewesen; ja selbst in Gedichten habe ihn der Pentameter eher gesucht als verschmäht. Die Rivarolade, die Palissottie, die Wasistdaswasdasistwashastigkeit, und wie soll ich sie alle nennen? sie kommen mit Macht angezogen. Eilt, sonst überraschen sie euch!

Grammatik. Um die vielen vorgebrachten Klagen zu prüfen, bedürfen wir ruhigerer Muße. Aber wollen wir nicht sogleich noch erklären, Poesie, daß sich Klopstock durch Anregung so vernachlässigter Untersuchungen um uns beyde verdient gemacht hat?

Poesie. Von ganzem Herzen.

Grille Ich sage euch nochmals, brecht auf!

Griechen. So endigt also dieses grammatische Gespräch wie eine Tragödie des Euripides mit einer langen Erzählung.

Deutscher. Ober wie ein Mitterschauspiel mit Aufruhr und Waffengeklirr.

Grille. Sie haben sich wirklich schrecken lassen, und mein Zweck ist erreicht, diese Zusammenkunft zu trennen, wobey ich, ohne daß sie es wußten, den Vorsitz führte.

II. Blütenstaub.

Freunde, der Boden ist arm, wir müssen reichlichen Samen
Ausstreun, das uns doch nur mäßige Erndten gedelhn.

Wir suchen überall das Unbedingte, und finden
immer nur Dinge.

Die Bezeichnung durch Töne und Striche ist eine
bewundernswürdige Abstraktion. Vier Buchstaben be-
zeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge.
Wie leicht wird hier die Handhabung des Universums,
wie anschaulich die Konzentrität der Geisterwelt!
Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs.
Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Frey-
heit Razionen.

Der Weltstaat ist der Körper, den die schöne
Welt, die gesellige Welt, beseelt. Er ist ihr nothwen-
diges Organ.

Lehrjahre sind für den poetischen, akademische Jahre für den philosophischen Jünger. Akademie sollte ein durchaus philosophisches Institut seyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Übung der Denkkraft organisirt.

Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben. Durch planmäßig geordnete Versuche lernt man ihre Grundsätze kennen und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren.

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr, als begreifen.

Gewisse Hemmungen gleichen den Griffen eines Flötenspielers, der um verschiedene Töne hervorzubringen, bald diese bald jene Öffnung zuhält, und willkürliche Verkettungen stummer und tönender Öffnungen zu machen scheint.

Der Unterschied zwischen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunktionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in sich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn ist also nichts, als logische Entzündung oder Verlöschung, Schwärmerey oder Philistery. Jene hinterläßt gewöhnlich einen scheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben ist, als eine abnehmende Reihe von Injunctamenten, Zwangsmitteln. Diese geht oft in eine

trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionsymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltsamer Mittel vertrieben werden können. Beyde Dispositionen können nur durch chronische, streng bezogene Kuren verändert werden.

Unser sämtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müssen durch entgegengesetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erscheinen.

Die Erfahrung ist die Probe des Rationalen, und so umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet sich gegenseitig in der rationalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philosophen, jedoch mit Selbstbescheidung der Nothwendigkeit dieses Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematisch die Beantwortung der Frage seyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen sey?“

Das Höchste ist das Verständlichste, das Nächste, das Unentbehrlichste.

Wunder stehn mit naturgesetzlichen Wirkungen in Wechsel: sie beschränken einander gegenseitig, und machen zusammen ein Ganzes aus. Sie sind vereinigt,

indem sie sich gegenseitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit und umgekehrt.

Die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, zerstilgt alle Merkmale der Formazion. Allen Geschlechtern gehört die Erde; jeder hat Anspruch auf alles. Die Früheren dürfen diesem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. — Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zeiten. Die Ameliorazion und Deteriorazion steht unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich nur die Rechte eines aktiven Erdenbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieser Fürstenschule, und trete in eine höhere Korporazion, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen.

Leben ist der Anfang des Todes. Das Leben ist um des Todes willen. Der Tod ist Endigung und Anfang zugleich, Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduktion vollendet.

Auch die Philosophie hat ihre Blüthen. Das sind die Gedanken, von denen man immer nicht weiß, ob man sie schön oder witzig nennen soll.

Die Fantasie setzt die künftige Welt entweder in die Höhe, oder in die Tiefe, oder in der Metempsychose zu uns. Wir träumen von Reisen durch das Weltall: ist denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefen unsers Geistes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt scheint es uns freylich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos, aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbey, und der Schattenkörper hinweggerückt ist. Wir werden mehr genießen als je, denn unser Geist hat entbehrt.

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beym Erwachen geblendet werden, wenn wir von sichtbaren Gegenständen geträumt haben. Wohl also denen, die hier schon von Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können.

Wie kann ein Mensch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in sich hat? Was ich verstehn soll, muß sich in mir organisch entwickeln; und was ich zu lernen scheine, ist nur Nahrung, Inzitantum des Organismus.

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkte der Durchdringung.

Wenn man in der Mittheilung der Gedanken zwischen absolutem Verstehen und absolutem Nichtverstehen abwechselt, so darf das schon eine philosophische Freundschaft genannt werden. Geht es uns doch mit uns selbst nicht besser. Und ist das Leben eines denkenden Menschen wohl etwas andres als eine stete innere Symphilosophie?

Genie ist das Vermögen von eingebildeten Gegenständen, wie von wirklichen zu handeln, und sie auch wie diese zu behandeln. Das Talent darzustellen, genau zu beobachten, zweckmäßig die Beobachtung zu beschreiben, ist also vom Genie verschieden. Ohne dieses Talent sieht man nur halb, und ist nur ein halbes Genie; man kann genialische Anlage haben, die in Ermangelung jenes Talents nie zur Entwicklung kommt.

Das willkürlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen außer sich zu seyn, mit Bewußtseyn jenseits der Sinne zu seyn, versagt sey. Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen zu seyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freylich ist die Besonnenheit, Sichselbstfindung, in diesem Zustande sehr schwer, da er so unaufhörlich, so nothwendig mit dem Wechsel unsrer übrigen Zustände verbunden ist. Je mehr wir uns aber dieses Zustandes bewußt zu seyn vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Überzeugung, die daraus entsteht; der Glaube an

ächte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es ist aus allen dreyen zusammengesetzt, mehr als alles Dreyes: eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen. Für den Schwachen ist das Faktum dieses Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erscheinung besonders bey dem Anblick mancher menschlichen Gestalten und Gesichter, vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, bey dem Hören gewisser Worte, bey dem Lesen gewisser Stellen, bey gewissen Hinsichten auf Leben, Welt und Schicksal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereignisse, besonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns solche Erfahrungen. Gewisse Stimmungen sind vorzüglich solchen Offenbarungen günstig. Die meisten sind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigsten bleibend. Hier ist viel Unterschied zwischen den Menschen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit, als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verstand für dieselbe. Der letzte wird immer in ihrem sanften Lichte bleiben, wenn der erste nur abwechselnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieses Vermögen ist ebenfalls Krankheitsfähig, die entweder Überfluß an Sinn und Mangel an Verstand, oder Überfluß an Verstand und Mangel an Sinn bezeichnet.

Scham ist wohl ein Gefühl der Profanazion. Freundschaft, Liebe und Pietät sollten geheimnißvoll behandelt werden. Man sollte nur in seltenen, vertrauten Momenten davon reden, sich stillschweigend darüber einverstehen. Vieles ist zu zart um gedacht, noch mehr um besprochen zu werden.

Selbstentäußerung ist die Quelle aller Erniedrigung, so wie im Gegentheil der Grund aller ächten Erhebung. Der erste Schritt wird Blick nach Innen, absondernde Beschauung unsers Selbst. Wer hier stehn bleibt, geräth nur halb. Der zweyte Schritt muß wirksamer Blick nach Außen, selbstthätige, gehaltne Beobachtung der Außenwelt seyn.

Derjenige wird nie als Darsteller etwas vorzügliches leisten, der nichts weiter darstellen mag, als seine Erfahrungen, seine Lieblingsgegenstände, der es nicht über sich gewinnen kann, auch einen ganz fremden, ihm ganz uninteressanten Gegenstand, mit Fleiß zu studiren und mit Muße darzustellen. Der Darsteller muß alles darstellen können und wollen. Dadurch entsteht der große Styl der Darstellung, den man mit Recht an Goethe so sehr bewundert.

Hat man nun einmal die Liebhaberey fürs Absolute und kann nicht davon lassen: so bleibt einem kein Ausweg, als sich selbst immer zu widersprechen, und entgegengesetzte Extreme zu verbinden. Um den Satz des Widerspruchs ist es doch unvermeidlich ge-

schehen, und man hat nur die Wahl, ob man sich dabey leidend verhalten will, oder ob man die Nothwendigkeit durch Anerkennung zur freyen Handlung adeln will.

Eine merkwürdige Eigenheit Goethe's bemerkt man in seinen Verknüpfungen kleiner, unbedeutender Vorfälle mit wichtigern Begebenheiten. Er scheint keine andre Absicht dabey zu hegen, als die Einbildungskraft auf eine poetische Weise mit einem mysteriösen Spiel zu beschäftigen. Auch hier ist der sonderbare Genius der Natur auf die Spur gekommen, und hat ihr einen artigen Kunstgriff abgemerkt. Das gewöhnliche Leben ist voll ähnlicher Zufälle. Sie machen ein Spiel aus, das wie alles Spiel auf Überraschung und Täuschung hinausläuft.

Mehre Sagen des gemeinen Lebens beruht auf einer Bemerkung dieses verkehrten Zusammenhangs. So z. B. bedeuten böse Träume Glück; todtsagen langes Leben; ein Hase, der über'n Weg läuft, Unglück. Fast der ganze Aberglaube des gemeinen Volks beruht auf Deutungen dieses Spiels.

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ich's zugleich zu seyn. Um so weniger befremdlich ist der Mangel an vollständigem Sinn und Verstand für Andre. Ohne vollendetes Selbstverständniß wird man nie andere wahrhaft verstehen lernen.

Humor ist eine willkürlich angenommene Manier. Das Willkürliche ist das Pikante daran: Humor ist Resultat einer freyen Vermischung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein interessant, und erhält objektiven Werth. Wo Fantasie und Urtheilskraft sich berühren, entsteht Witz; wo sich Vernunft und Willkühr paaren, Humor. Persifflage gehört zum Humor, ist aber um einen Grad geringer: es ist nicht mehr rein artistisch, und viel beschränkter. Was Fr. Schlegel als Ironie charakterisirt, ist meinem Bedünken nach nichts anders als die Folge, der Karakter der Besonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geistes. Schlegels Ironie scheint mir ächter Humor zu seyn. Mehre Rahmen sind einer Idee vortheilhaft.

Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungefittete, wird durch Witz allein Gesellschaftsfähig. Es ist gleichsam nur um des Witzes willen: seine Zweckbestimmung ist der Witz.

Um das Gemeine, wenn man nicht selbst gemein ist, mit der Kraft und mit der Leichtigkeit zu behandeln, aus der die Anmuth entspringt, muß man nichts sonderbarer finden als das Gemeine, und Sinn fürs Sonderbare haben, viel darin suchen und ahnden. Auf die Art kann auch wohl ein Mensch, der in ganz andern Sphären lebt, gewöhnliche Naturen so befriedigen, daß sie gar kein Arg aus ihm haben, und

ihn für nichts weiter halten, als was sie unter sich liebenswürdig nennen.

Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen.

Wenn uns ein Geist erschiene, so würden wir uns sogleich unsrer eignen Geistigkeit bemächtigen: wir würden inspirirt seyn durch uns und den Geist zugleich. Ohne Inspirazion keine Geistererscheinung. Inspirazion ist Erscheinung und Gegenerscheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich.

Der Mensch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an sein Daseyn. Vor der Hand giebt's kein anderes Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andere Weise bey uns wirksam als durch den Glauben.

Interesse ist Theilnahme an dem Leiden und der Thätigkeit eines Wesens. Mich interessirt etwas, wenn es mich zur Theilnahme zu erregen weiß. Kein Interesse ist interessanter, als was man an sich selbst nimmt; so wie der Grund einer merkwürdigen Freundschaft und Liebe die Theilnahme ist, zu der mich ein Mensch reizt, der mit sich selbst beschäftigt ist, der mich durch seine Mittheilung gleichsam einladet, an seinem Geschäfte Theil zu nehmen.

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Besinnung gebrachte Eigenschaft, Handlungsweise unsers Geistes ist im eigentlichsten Sinn eine neuentdeckte Welt.

Der Geist erscheint immer nur in fremder, lustiger Gestalt.

Jetzt regt sich nur hie und da Geist: wann wird der Geist sich im Ganzen regen? wann wird die Menschheit in Masse sich selbst zu besinnen anfangen?

Der Mensch besteht in der Wahrheit. Gibt er die Wahrheit preis, so giebt er sich selbst preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst. Es ist hier nicht die Rede vom Lügen, sondern vom Handeln gegen Überzeugung.

In heitern Seelen giebt's keinen Witz. Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an: er ist die Folge der Störung und zugleich das Mittel der Herstellung. Den stärksten Witz hat die Leidenschaft. Der Zustand der Auflösung aller Verhältnisse, die Verzweiflung oder das geistige Sterben ist am fürchterlichsten witzig.

Von einem liebenswerthen Gegenstande können wir nicht genug hören, nicht genug sprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenstand aller Gegenstände wird.

Wir halten einen leblosen Stoff wegen seiner Beziehungen, seiner Formen fest. Wir lieben den Stoff, in so fern er zu einem geliebten Wesen gehört, seine Spur trägt, oder Ähnlichkeit mit ihm hat.

Ein ächter Klub ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut; aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freyen: Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich.

Die Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung sind nichts, als Mittel der Belebung. Dieß bestimmt ihre Wahl, ihren Wechsel, ihre Behandlung. Die Gesellschaft ist nichts, als gemeinschaftliches Leben: eine untheilbare denkende und fühlende Person. Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft.

In sich zurückgehn, bedeutet bey uns, von der Außenwelt abstrahiren. Bey den Geistern heißt analogisch, das irdische Leben eine innere Betrachtung, ein in sich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entspringt das irdische Leben aus einer ursprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehn, Sammeln in sich selbst, das so frey ist, als unsre Reflexion. Umgekehrt entspringt das geistige Leben in dieser Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geist entfaltet sich wiederum, geht aus sich selbst wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in diesem Moment sagt er zum erstenmal

Ich. Man sieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn ist. Was wir Hineingehn nennen, ist eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Gestalt.

Ob sich nicht etwas für die neuerdings so sehr gemißhandelten Alltagsmenschen sagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiste Kraft? und soll der Mensch mehr als einer aus dem Popolo seyn?

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieses oder jenes Gedankens, herrschend ist, da ist auch Progrefivität. Sehr viele Gelehrte besitzen diesen Hang nicht. Sie haben schließen und folgern gelernt, wie ein Schuster das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder sich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bey vielen währt dieser Hang nur eine Zeitlang. Er wächst und nimmt ab, sehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Systems, das sie nur suchten, um der Mühe des Nachdenkens ferner überhoben zu seyn.

Irrthum und Vorurtheil sind Lasten, indirekt reizende Mittel für den Selbstthätigen, jeder Last gewachsenen. Für den Schwachen sind sie positiv schwächende Mittel.

Das Volk ist eine Idee. Wir sollen ein Volk

werden. Ein vollkommener Mensch ist ein kleines Volk. Achte Popularität ist das höchste Ziel des Menschen.

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete, irdische Mensch dem Kinde so ähnlich.

Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses.

Das Interessante ist, was mich, nicht um mein selbst willen, sondern nur als Mittel, als Glied, in Bewegung setzt. Das Klassische stört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich selbst. Es ist nicht für mich da, als klassisch, wenn ich es nicht sehe, als ein solches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht selbst zur Hervorbringung desselben für mich, bestimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir selbst losrisse, und diesen Keim sich auf eine eigenthümliche Weise vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwicklung, die oft nur einen Moment bedarf, und mit der sinnlichen Wahrnehmung des Objectes zusammen fällt, so daß ich ein Object vor mir sehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechselseitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden.

Formeln für Kunstindividuen finden, durch die sie im eigentlichsten Sinn erst verstanden werden, macht

das Geschäft des artistischen Kritikers aus, dessen Arbeiten die Geschichte der Kunst vorbereiten.

Je verworrener ein Mensch ist, man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe, desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müssen, wahre Gelehrte, gründliche Encyclopädisten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen, sie dringen nur langsam ein, sie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber sind sie auch Herrn und Meister auf immer. Der Geordnete kommt geschwind hinein, aber auch geschwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich stehn. Ihm werden die letzten Schritte beschwerlich, und selten kann er es über sich gewinnen, schon bey einem gewissen Grade von Meisterschaft sich wieder in den Zustand eines Anfängers zu versetzen. Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft und Vermögen, aber mangelhafte Verhältnisse; Bestimmtheit, auf richtige Verhältnisse, aber sparsames Vermögen und Kraft. Daher ist der Verworrene so progressiv, so perfektibel, dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört. Ordnung und Bestimmtheit allein ist nicht Deutlichkeit. Durch Selbstbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmlischen Durchsichtigkeit, zu jener Selbsterleuchtung, die der Geordnete so selten erreicht. Das wahre Genie verbindet diese Extreme. Es theilt die Geschwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem ersten.

Das Individuum interessiert nur, daher ist alles
Klassische nicht individuell.

Der wahre Brief ist seiner Natur nach poe-
tisch.

Witz, als Prinzip der Verwandtschaften ist zu-
gleich das menstruum universale. Witzige Vermis-
chungen sind z. B. Jude und Kosmopolit, Kind-
heit und Weisheit, Räuberei und Edelmuth, Zu-
gend und Hetäre, Ueberfluß und Mangel an Ur-
theilskraft in der Naivetät und so fort ins Unend-
liche.

Der Mensch erscheint am würdigsten, wenn sein
erster Eindruck der Eindruck eines absolut witzigen
Einfalls ist: nemlich Geist und bestimmtes Individuum
zugleich zu seyn. Einen jeden vorzüglichen Menschen
muß gleichsam ein Geist zu durchschweben scheinen,
der die sichtbare Erscheinung idealisch parodirt. Bey
manchen Menschen ist es als ob dieser Geist der sicht-
baren Erscheinung ein Gesicht schnitte.

Gesellschaftstrieb ist Organisationstrieb. Durch
diese geistige Assimilation entsteht oft aus gemeinen
Bestandtheilen eine gute Gesellschaft um einen geist-
vollen Menschen her.

Das Interessante ist die Materie, die sich um
die Schönheit bewegt. Wo Geist und Schönheit ist,

häuft sich in konzentrischen Schwingungen das Beste aller Naturen.

Der Deutsche ist lange das Hänschen gewesen. Er dürfte aber wohl bald der Hans aller Häuse werden. Es geht ihm, wie es vielen dummen Kindern gehn soll: er wird leben und klug seyn, wenn seine frühflugen Geschwister längst vermodert sind, und er nun allein Herr im Hause ist.

Das beste an den Wissenschaften ist ihr philosophisches Ingrediens, wie das Leben am organischen Körper. Man dephilosophire die Wissenschaften: was bleibt übrig? Erde, Luft und Wasser.

Menschheit ist eine humoristische Rolle.

Unsere alte Rationalität, war, wie mich dünkt, ächt römisch. Natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entstanden; und so wäre der Name, römisches Reich, warlich ein artiger, sinnreicher Zufall. Deutschland ist Rom, als Land. Ein Land ist ein großer Ort mit seinen Gärten. Das Kapitol ließe sich vielleicht nach dem Gänsegeschrey vor den Galliern bestimmen. Die instinktartige Universalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im Deutschen Volk. Das Beste, was die Franzosen in der Revolution gewonnen haben, ist eine Porzion Deutschheit.

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zusammenkünfte, Akademien, Kollegien u. s. w. sind gleichsam die speciellen, innern Organe des mystischen Staatsindividuum's.

Alle Zufälle unsers Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans.

Der edle Kaufmannsgeist, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und besonders zur Zeit der deutschen Hanse geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie sie seyn sollten. Unsere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, sind nichts als Krämer.

Eine Übersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen, vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. Noch existirt wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben. Im Geist mancher Kritiken und Beschreibungen von Kunstwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem sich poetischer Geist und philosophischer Geist in ihrer ganzen Fülle durchdrungen ha-

ben. Die griechische Mythologie ist zum Theil eine solche Übersetzung einer Rationalreligion. Auch die moderne Madonna ist ein solcher Mythos.

Grammatische Übersetzungen sind die Übersetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern sehr viel Gelehrsamkeit, aber nur diskursive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Übersetzungen gehört, wenn sie ächt seyn sollen, der höchste poetische Geist. Sie fallen leicht ins Travestiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Popens Homer, die Französischen Übersetzungen insgesamt. Der wahre Übersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters seyn und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf diese drey Arten übersetzt werden.

Im höchsten Schmerz tritt zuweilen eine Paralyse der Empfindsamkeit ein. Die Seele zersetzt sich. Daher der tödtliche Frost, die freye Denkkraft, der schmetternde unaufhörliche Witz dieser Art von Verzweiflung. Keine Reigung ist mehr vorhanden; der Mensch steht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er sich allmählig selbst, und ist seinem Princip nach Misanthrop und Misotheos.

Unsere Sprache ist entweder mechanisch, atomistisch, oder dynamisch. Die ächt poetische Sprache soll aber organisch, lebendig seyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehre Ideen mit Einem Schlage zu treffen.

Dichter und Priester waren im Anfang Eins, und nur spätere Zeiten haben sie getrennt. Der ächte Dichter ist aber immer Priester, so wie der ächte Priester immer Dichter geblieben. Und sollte nicht die Zukunft den alten Zustand der Dinge wieder herbeiführen?

Schriften sind die Gedanken des Staats, die Archive sein Gedächtniß.

Je mehr sich unsere Sinne verfeinern, desto fähiger werden sie zur Unterscheidung der Individuen. Der höchste Sinn wäre die höchste Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entspräche das Talent der Fixirung des Individuums, dessen Fertigkeit und Energie relativ ist. Wenn der Wille sich in Beziehung auf diesen Sinn äußert, so entstehen die Leidenschaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meisterschaft im Spiel seiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieses Sinns auf sich selbst bey herrschender Vernunft.

Nichts ist zur wahren Religiosität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit ver-

bindet. Unmittelbar kann der Mensch schlechterdings nicht mit derselben in Verhältniß stehn. In der Wahl dieses Mittelglieds muß der Mensch durchaus frey seyn. Der mindeste Zwang hierin schadet seiner Religion. Die Wahl ist charakteristisch, und es werden mithin die gebildeten Menschen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, dahingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier bestimmt werden wird. Da aber so wenig Menschen einer freyen Wahl überhaupt fähig sind, so werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; sey es durch Zufall, durch Association, oder ihre besondre Schicklichkeit dazu. Auf diese Art entstehen Landesreligionen. Je selbständiger der Mensch wird, desto mehr vermindert sich die Quantität des Mittelglieds, die Qualität verfeinert sich, und seine Verhältnisse zu demselben werden mannichfaltiger und gebildeter: Fetische, Gestirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmensch. Man sieht bald, wie relativ diese Wahlen sind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Wesen der Religion wohl nicht von der Beschaffenheit des Mittlers abhänge, sondern lediglich in der Ansicht desselben, in den Verhältnissen zu ihm bestehe.

Es ist ein Götzendienst im weitern Sinn, wenn ich diesen Mittler in der That für Gott selbst ansehe. Es ist Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in so fern ist Aberglaube und Götzendienst, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaism nennen kann, beydes Irreligion. Hingegen ist Atheismus nur Negazion aller Religion über-

haupt, und hat also gar nichts mit der Religion zu schaffen. Wahre Religion ist, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichsam für das Organ der Gottheit hält, für ihre sinnliche Erscheinung. In dieser Hinsicht erhielten die Juden zur Zeit der Babylonischen Gefangenschaft eine ächt religiöse Tendenz, eine religiöse Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der sie auf eine wunderbare Weise von Grund aus umwandelte, und sie in der merkwürdigsten Beständigkeit bis auf unsre Zeiten erhielt.

Die wahre Religion scheint aber bei einer nähern Betrachtung abermals antinomisch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Lizenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinn nehme, sondern darunter die Idee verstehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler seyn könne, indem ich es dazu erhebe: so wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein solches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemessen sey, und wodurch Gott allein sich vernehmen lasse, welches ich also zu wählen durch mich selbst genöthigt werde: denn ohnedem würde der Monotheismus nicht wahre Religion seyn.

So unverträglich auch beyde zu seyn scheinen, so läßt sich doch ihre Vereinigung bewerkstelligen, wenn man den monotheistischen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und diese gleichsam durch ihn centrirt, so daß beyde einander jedoch auf verschiedene Weise nothwendig machen.

Das Gebet, oder der religiöse Gedanke besteht also aus einer dreifach aufsteigenden, untheilbaren Abstraktion oder Setzung. Jeder Gegenstand kann dem Religiösen ein Tempel im Sinn der Auguren seyn. Der Geist dieses Tempels ist der allgegenwärtige Hohepriester, der monotheistische Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältnisse mit der Gottheit steht.

Die Basis aller ewigen Verbindung ist eine absolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie, und des unsichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Universalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaisern zu realisiren begonnen hatten. Zuerst verließ August diese Basis, und Hadrian zerstörte sie ganz.

Fast immer hat man den Anführer, den ersten Beamten des Staats, mit dem Repräsentanten des Genius der Menschheit vermengt, der zur Einheit der Gesellschaft oder des Volks gehört. Im Staat ist alles Schauspiel, das Leben des Volks ist Schauspiel; mithin muß auch der Geist des Volks sichtbar seyn. Dieser sichtbare Geist kommt entweder, wie im tausendjährigen Reiche, ohne unser Zuthun, oder er wird einstimmig durch ein lautes oder stilles Einverständnis gewählt.

Es ist eine unwidersprechliche Thatsache, daß die meisten Fürsten nicht eigentlich Fürsten, sondern gewöhnlich mehr oder minder eine Art von Repräsen-

tauten des Genius ihrer Zeit waren, und die Regierung mehrentheils, wie billig, in subalternen Händen sich befand.

Ein vollkommener Repräsentant des Genius der Menschheit dürfte leicht der ächte Priester und der Dichter *κατ' εἶδος* seyn.

Unser Alltagsleben besteht aus lauter erhaltenden, immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieser Zirkel von Gewohnheiten ist nur Mittel zu einem Hauptmittel, unserm irdischen Daseyn überhaupt, das aus mannichfaltigen Arten zu existiren gemischt ist.

Philister leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel scheint ihr einziger Zweck zu seyn. Sie thun das alles, um des irdischen Lebens willen; wie es scheint und nach ihren eignen Äußerungen scheinen muß. Poesie mischen sie nur zur Nothdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt sind. In der Regel erfolgt diese Unterbrechung alle sieben Tage, und könnte ein poetisches Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, sie leben ein bißchen besser als gewöhnlich und dieser Sonntagsrausch endigt sich mit einem etwas tiefern Schlafe als sonst; daher auch Montags alles noch einen raschern Gang hat. Ihre *parties de plaisir* müssen konventionell, gewöhnlich, modisch seyn, aber auch ihr Vergnügen verarbeiten sie, wie alles, mühsam und förmlich.

Den höchsten Grad seines poetischen Daseyns erreicht der Philister bey einer Reise, Hochzeit, Kind-

taufe, und in der Kirche. Hier werden seine kühnsten Wünsche befriedigt, und oft übertroffen.

Ihre sogenannte Religion wirkt bloß, wie ein Opiat: reizend, betäubend, Schmerzen aus Schwäche stillend. Ihre Früh- und Abendgebete sind ihnen, wie Frühstück und Abendbrot, nothwendig. Sie können's nicht mehr lassen. Der derbe Philister stellt sich die Freuden des Himmels unter dem Bilde einer Kirnmeß, einer Hochzeit, einer Reise oder eines Balls vor: der sublimirte macht aus dem Himmel eine prächtige Kirche mit schöner Musik, vielem Gepränge, mit Stühlen für das gemeine Volk parterre, und Kapellen und Emporkirchen für die Vornehmern.

Die schlechtesten unter ihnen sind die revolutionären Philister, wozu auch der Hefen der fortgehenden Köpfe, die habgierige Race gehört.

Grober Eigennutz ist das nothwendige Resultat armseliger Beschränktheit. Die gegenwärtige Sensation ist die lebhafteste, die höchste eines Jämmerlings. Über diese kennt er nichts höheres. Kein Wunder, daß der durch die äußern Verhältnisse par force dressirte Verstand nur der listige Sklav eines solchen stumpfen Herrn ist, und nur für dessen Lüste sinnt und sorgt.

In den ersten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieses Fundes stieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieses Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt sehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein unge-

wöhnlicher Grad von Leben des Verstandes. Man mußte Genie und Scharfsinn aufbieten, um mittelst des neuen Werkzeugs neue Verhältnisse zu finden. Die Anwendung desselben auf die eigenthümlichsten, interessantesten und allgemeinsten Seiten der Menschheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen und die Aufmerksamkeit aller guten Köpfe auf sich ziehn. So entstanden die gnomischen Massen, die man zu allen Zeiten und bey allen Völkern so hoch geschätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unsere jezigen genialischen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schicksal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles so gemein wäre, wie jetzt Sittensprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den raslosen Geist der Menschen beschäftigten.

Ein Gesetz ist seinem Begriffe nach, wirksam. Ein unwirksames Gesetz ist kein Gesetz. Gesetz ist ein kausaler Begriff, Mischung von Kraft und Gedanken. Daher ist man sich nie eines Gesetzes, als solchen, bewußt. In so fern man an ein Gesetz denkt, ist es nur ein Satz d. h. ein Gedanke mit einem Vermögen verbunden. Ein widerstehender, ein beharrlicher Gedanke, ist ein strebender Gedanke und vermittelt das Gesetz und den bloßen Gedanken.

Eine allzugroße Dienstfertigkeit der Organe würde dem irdischen Daseyn gefährlich seyn. Der Geist in seinem jezigen Zustande würde eine zerstörende Anwendung davon machen. Eine gewisse Schwere des

Organs hindert ihn an allzuwillkürlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie sie sich für die irdische Welt schickt. Es ist unvollkommener Zustand desselben, daß ihn diese Mitwirkung so ausschließlich an diese Welt bindet. Daher ist sie ihrem Prinzip nach terminirt.

Die Rechtslehre entspricht der Physiologie, die Moral der Psychologie. Die Vernunftgesetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgesetze verwandelt, geben die Grundsätze der Physiologie und Psychologie.

Flucht des Gemeingeistes ist Tod.

In den meisten Religionsystemen werden wir als Glieder der Gottheit betrachtet, die, wenn sie nicht den Impulsionen des Ganzen gehorchen wenn sie auch nicht absichtlich gegen die Gesetze des Ganzen agiren, sondern nur ihren eignen Gang gehn und nicht Glieder seyn wollen, von der Gottheit ärztlich behandelt, und entweder schmerzhaft geheilt, oder gar abgesehritten werden.

Jede spezifische Inzitation verräth einen spezifischen Sinn. Je neuer sie ist, desto plumper, aber desto stärker; je bestimmter, je ausgebildeter, mannichfacher sie wird, desto schwächer. So erregte der erste Gedanke an Gott eine gewaltsame Emotion im ganzen Individuum; so die erste Idee von Philosophie, von Menschheit, Weltall, u. s. w.

Innigste Gemeinschaft aller Kenntnisse, scientifiche Republik, ist der hohe Zweck der Gelehrten.

Sollte nicht die Distanz einer besondern Wissenschaft von der allgemeinen, und so der Rang der Wissenschaften untereinander, nach der Zahl ihrer Grundsätze zu rechnen seyn? Je weniger Grundsätze, desto höher die Wissenschaft.

Man versteht das Künstliche gewöhnlich besser, als das Natürliche. Es gehört mehr Geist zum Einfachen, als zum Complizirten, aber weniger Talent.

Werkzeuge armiren den Menschen. Man kann wohl sagen, der Mensch versteht eine Welt hervorzu bringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur seiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang ist da. So liegt das Prinzip eines Kriegsschiffes in der Idee des Schiffbauweisers, der durch Menschenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien diesen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieses sich gleichsam zu einer ungeheuren Maschine macht. So erforderte die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Massen von Materien, und der Mensch ist also, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer.

In jeder Berührung entsteht eine Substanz, deren Wirkung so lange, als die Berührung dauert.

Dies ist der Grund aller synthetischen Modifikationen des Individuums. Es giebt aber einseitige und wechselseitige Berührungen. Jene begründen diese.

Je unwissender man von Natur ist, desto mehr Kapazität für das Wissen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern, lebendigem Eindruck. Man bemerkt dieses deutlich beym Eintritt in eine Wissenschaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Kapazität. Es ist eine der ersten Unwissenheit entgegengesetzte Unwissenheit. Jene ist Unwissenheit aus Mangel, diese aus Überfluß der Erkenntnisse. Letztere pflegt die Symptome des Skeptizismus zu haben. Es ist aber ein unächter Skeptizismus, aus indirekter Schwäche unser Erkenntnißvermögens. Man ist nicht im Stande die Masse zu durchdringen, und sie in bestimmter Gestalt vollkommen zu beleben: die plastische Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeist junger Köpfe und der Schwärmer, so wie der glückliche Griff des geistvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar.

Welten bauen genügt dem tiefer bringenden Sinn
nicht:

Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden
Geist.

Wir stehen in Verhältnissen mit allen Theilen
des Universums, so wie mit Zukunft und Vorzeit.
Es hängt nur von der Richtung und Dauer unsrer

Aufmerksamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig, und wirksam werden soll. Eine ächte Methodik dieses Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längstgewünschte Erfindungskunst seyn; es dürfte wohl mehr noch, als diese seyn. Der Mensch verfährt stündlich nach ihren Gesetzen und die Möglichkeit dieselben durch genialische Selbstbeobachtung zu finden ist unzweifelhaft.

Der Geschichtschreiber organisirt historische Wesen. Die Data der Geschichte sind die Masse, der der Geschichtschreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin steht auch die Geschichte unter den Grundsätzen der Belebung und Organifazion überhaupt, und bevor nicht diese Grundsätze da sind, giebt es auch keine ächten historischen Kunstgebilde, sondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkürliches Genie gewaltet hat.

Beynah alles Genie war bisher einseitig, Resultat einer krankhaften Konstitution. Die eine Klasse hatte zu viel äußern, die andere zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwischen beiden, eine vollendete genialische Konstitution. Durch Zufälle entstand oft eine vollkommene Proportion, aber nie konnte diese von Dauer seyn, weil sie nicht durch den Geist aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bey glücklichen Augenblicken. Das erste Genie, das sich selbst durchdrang, fand hier den typischen Keim einer unermesslichen Welt; es machte eine Entdeckung,

die die merkwürdigste in der Weltgeschichte seyn mußte, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menschheit, und auf dieser Stufe wird erst wahre Geschichte aller Art möglich: denn der Weg, der bisher zurückgelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganzes aus. Jene Stelle außer der Welt ist gegeben, und Archimedes kann nun sein Versprechen erfüllen.

Vor der Abstraktion ist alles eins, aber eins wie Chaos; nach der Abstraktion ist wieder alles vereinigt, aber diese Vereinigung ist eine freye Verbindung selbstständiger, selbstbestimmter Wesen. Aus einem Haufen ist eine Gesellschaft geworden, das Chaos ist in eine mannichfaltige Welt verwandelt.

Wenn die Welt gleichsam ein Niederschlag aus der Menschennatur ist, so ist die Götterwelt eine Sublimazion derselben. Beyde geschehen uno actu. Keine Präzipitazion ohne Sublimazion. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen.

Wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter.

Sicherheit vor sich selbst und den unsichtbaren Mächten, war die Basis der bisherigen geistlichen Staaten.

Der Gang der Approximazion ist aus zunehmenden Progressen und Regressen zusammengesetzt. Beide

retardiren, beyde beschleunigen, beyde führen zum Ziel. So scheint sich im Roman der Dichter bald dem Spiel zu nähern, bald wieder zu entfernen, und nie ist es näher, als wenn es am entferntesten zu seyn scheint.

Ein Verbrecher kann sich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenschlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyranney. Maß und Proportion giebt es nicht in dieser Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden.

Die Fabellehre enthält die Geschichte der urbildlichen Welt, sie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft.

Wenn der Geist heiligt, so ist jedes ächte Buch Bibel. Aber nur selten wird ein Buch um des Buchs willen geschrieben, und wenn Geist gleich edlem Metall ist, so sind die meisten Bücher Ephraimiten. Freylich muß jedes nützliche Buch wenigstens stark legirt seyn. Rein ist das edle Metall in Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte.

Manche Bücher sind länger als sie scheinen. Sie haben in der That kein Ende. Die Langeweile die sie erregen, ist wahrhaft absolut und unendlich. Muster-

hafte Beyspiele dieser Art haben die Herren Heydenreich, Jacob, Abicht und Pölig aufgestellt. Hier ist ein Stock, den jeder mit seinen Bekannten der Art vergrößern kann.

Es sind viele antirevolutionäre Bücher für die Revolution geschrieben worden. Burke hat aber ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geschrieben.

Die meisten Beobachter der Revolution, besonders die Klugen und Vornehmen, haben sie für eine lebensgefährliche und ansteckende Krankheit erklärt. Sie sind bey den Symptomen stehn geblieben und haben diese auf eine mannichfaltige Weise unter einander geworfen und ausgelegt. Manche haben es für ein bloß lokales Übel gehalten. Die genievollsten Gegner drangen auf Kastrazion. Sie merkten wohl, daß diese angebliche Krankheit nichts als Krise der eintretenden Pubertät sey.

Wie wünschenswerth ist es nicht, Zeitgenosß eines wahrhaft großen Mannes zu seyn! Die jezige Majorität der kultivirten Deutschen ist dieser Meynung nicht. Sie ist fein genug, um alles Große wegzulängnen, und befolgt das Planirungssystem. Wenn das Kopernikanische System nur nicht so fest stände, so würde es ihnen sehr bequem seyn, Sonne und Gestirn wieder zu Irzwischen und die Erde zum Universum zu machen. Daher wird Goethe, der jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden

ist, so gemein als möglich behandelt und schände angesehen, wenn er die Erwartungen des gewöhnlichen Zeitvertreibs nicht befriedigt, und sie einen Augenblick in Verlegenheit gegen sich selbst setzt. Ein interessantes Symptom dieser direkten Schwäche der Seele ist die Aufnahme, welche Herrmann und Dorothea im Allgemeinen gefunden hat.

Die Geognosten glauben, daß der physische Schwerpunkt unter Fez und Marocco liege. Goethe als Anthropognost meynt im Meister, der intellektuelle Schwerpunkt liege unter der Deutschen Nation.

Menschen zu beschreiben ist deswegen bis jetzt unmöglich gewesen, weil man nicht gewußt hat, was ein Mensch ist. Wenn man erst wissen wird, was ein Mensch ist, so wird man auch Individuen wahrhaft genetisch beschreiben können.

Nichts ist poetischer, als Erinnerung und Ahnung oder Vorstellung der Zukunft. Die Vorstellungen der Vorzeit ziehn uns zum Sterben, zum Verfliegen an. Die Vorstellungen der Zukunft treiben uns zum Beleben, zum Verkürzen, zur assimilirenden Wirksamkeit. Daher ist alle Erinnerung wehmüthig, alle Ahnung freudig. Jene mäßigt die allzugroße Lebhaftigkeit, diese erhebt ein zu schwaches Leben. Die gewöhnliche Gegenwart verknüpft Vergangenheit und Zukunft durch Beschränkung. Es entsteht Kontiguität, durch Erstarrung Krystallifazion. Es giebt aber

eine geistige Gegenwart, die beyde durch Auflösung identifizirt, und diese Mischung ist das Element, die Atmosphäre des Dichters.

Die Menschenwelt ist das gemeinschaftliche Organ der Götter. Poesie vereinigt sie, wie uns.

Schlechthin ruhig erscheint, was in Rücksicht der Außenwelt schlechthin unbeweglich ist. So mannichfach es sich auch verändern mag, so bleibt es doch in Beziehung auf die Außenwelt immer in Ruhe. Dieser Satz bezieht sich auf alle Selbstmodifikationen. Daher erscheint das Schöne so ruhig. Alles Schöne ist ein selbsterleuchtetes, vollendetes Individuum.

Jede Menschengestalt belebt einen individuellen Keim im Betrachtenden. Dadurch wird diese Anschauung unendlich, sie ist mit dem Gefühl einer unerschöpflichen Kraft verbunden, und darum so absolut belebend. Indem wir uns selbst betrachten, beleben wir uns selbst.

Ohne diese sichtbare und fühlbare Unsterblichkeit würden wir nicht wahrhaft denken können.

Diese wahrnehmbare Unzulänglichkeit des irdischen Körpergebildes zum Ausdruck und Organ des inwohnenden Geistes, ist der unbestimmte, treibende Gedanke, der die Basis aller ächten Gedanken wird, der Anlaß zur Evolution der Intelligenz, dasjenige, was uns zur Annahme einer intelligiblen Welt und einer unendlichen Reihe von Ausdrücken und Orga-

nen jedes Geistes, deren Exponent oder Wurzel seine Individualität ist, nöthigt.

Je bornirter ein System ist, desto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das System der Materialisten, die Lehre des Helvetius und auch Locke den meisten Beyfall unter dieser Klasse erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden.

Die Kunst Bücher zu schreiben ist noch nicht erfunden. Sie ist aber auf dem Punkt erfunden zu werden. Fragmente dieser Art sind litterarische Sämereyen. Es mag freylich manches taube Körnchen darunter seyn: indessen, wenn nur einiges aufgeht!

III. Elegien aus dem Griechischen.

Viele Gattungen der alten Poesie sind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo sie sich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geist hat sich nach den Naturgesetzen der Metempsychose, welche auch im Reiche der Kunst gilt, in andre Gestalten verlohren, oder er ist der Erde gen Olymp entflohen, wie einst die Scham und die Gerechtigkeit vor den wachsenden Graueln des eisernen Geschlechts. Andern Gebilden der Kunst ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entsproßte dem Stamm, der schon verdorrt schien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächst dem Epos hat sich diese Metamorphose der sich selbst verjüngenden Poesie nirgends schöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildsamkeit dieser vielgestalteten Dichtart, daß sie seit ihrem Entstehen fast nie aufgehört hat zu blühen, und daß sie auch noch,

nachdem so viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, den Geist der feinsten und edelsten Bildung athmete, und das Schönste und Reizendste was das Leben und die Kunst dieses Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Priester andrer Dichtarten huldigten ihr nicht selten, und eine Geschichte der Griechischen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poesie nicht nennen dürfen.

Ja so allgemein ist ihr Karakter, so weltbürgerlich ihre Gesinnung, daß sie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verschmähte, die härtere Sprache des großen Roms zu reden, ja sogar aus dem südlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieser Kunstart den Griechen näher gekommen zu seyn, und sind ihren Vorbildern hier wenigstens treuer geblieben als in vielen andern Fächern. Unter den Deutschen der jetzigen Zeit hat man das klassische Metrum derselben nachgebildet, und ein Dichter, von dem es nie entschieden werden kann, ob er größer oder liebenswürdiger sey, hat zu seinen frühern unverwelklichen Lorbern auch den Namen eines Wiederherstellers der alten Elegie gefeilt.

Sie ist nun nicht mehr bloß eine schöne Antiquität: sie ist hier einheimisch, und lebt unter uns. Wer mag, dieses Wunder vor Augen, mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine Bestimmung sey der Elegie zu groß, und sich in Vermuthungen über alle die Metamorphosen verlohre, welche ihr auch die Zukunft wohl

bereitet? Wenn aber gleich Ahndungen der Art die Kunstgeschichte umschweben dürfen und müssen, so ist doch gefahrloser und schöner, sich vorzüglich an diese zu halten, und die Gestalt gleichsam vor unsern Augen werden und wachsen zu sehen. Auch ist es dem Gegenstande gemäßer: denn die Elegie umarmt die Gegenwart, aber sie blickt gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunstgeschichte ähnelt bey dieser Dichtart der Stimmung des Künstlers selbst. Man möchte sagen, es sey etwas Elegisches, bey den Bruchstücken der alten Poesie mit stiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechselnden Geschlechter der Poesie mit heiterm Ernst zu betrachten, wie sie entstehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabey fühlt oder denkt, zu sagen, sie zu uns und uns zu ihr zu versetzen.

Es ist wohlthätig, nach der großen Aussicht auf das unermessliche Weltall der alten Poesie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beschränken, sich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelheiten ihrer Natur und ihrer Geschichte zu folgen, bald nur zu genießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen; und wenn die Art selbst so mannichfaltig und umfassend ist, wie diese, so kann sie den, welcher sie noch nicht genossen, zu jener Aussicht vorbereiten, durch die auch der nicht beschränkte Geist sich weit über sich selbst erhoben fühlt.

Da die Natur der Elegie so historisch, und da Goethe dem Propertius so ähnlich ist, scheint es beynahe überflüssig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geschichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch scheint das Wesen der Elegie in klagende Empfindsamkeit zu setzen, welche in dem großen Gebiet der alten nur eine sehr kleine Stelle einnimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine schöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verstand man unter Elegie oft vorzugsweise Klaggesänge, besonders über verstorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht selbst die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgesänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, sinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur sittlicher und über die sittlichen Verhältnisse natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Und die Muse der spätern Elegie, welche die sonst das Aeltere gern vorziehenden Griechen am höchsten schätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, ist die befriedigte Sehnsucht, die glückliche Liebe (*voti sententia compos*). Sie ist ganz der Amuth geweiht, und der Leidenschaft. Nachlässig und reizbar wie sie ist, liebt sie erotische Tändeleien und verirrt auch wohl in priapejische Gemählde.

Die Bruchstücke dieses Zeitalters, in welchem die elegische Kunst nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, zuerst zu übersetzen und zu erklären, schien auch darum das schicklichste, weil diese der vollständiger erhaltenen und uns bekanntern römischen Elegie näher liegen, und doch von diesem Standpunkt aus die Aussicht auf die ältere Griechische Elegie nicht mehr so ganz entfernt ist. Auch sind die Bruchstücke glücklicherweise von der Art, daß sie viel Stoff und Veranlassung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der Elegie geben können, die hier schon auf Nebenwegen zu lustwandeln scheint; und doch, wenn erotische Anmuth und Bildung die Seele der spätern Griechischen Elegie sind, kann wohl nichts elegischer gefunden werden, als das köstliche Bruchstück des Hermesianax.

I. Bruchstück von Phanokles.

Das Werk, zu welchem diese Stelle von der Liebe des Orpheus zum Kalais gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythische Elegie von den berühmten Knaben und Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotische Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieser Liebe aufs männliche Geschlecht kann derjenige, welcher es nicht anerkennt, daß Schönheit das einzige Gesetz und die wahre Sittlichkeit der Empfindungen ist, daß der freye Mensch unnatürlich seyn

darf, und daß manches, was an sich Verwirrung ist, für eine bestimmte Zeit und Stufe der Entwicklung nothwendig und also auch gut seyn kann, am besten für bloße Poesie halten, ohne dabey länger zu verweilen, als um sich zu erinnern, daß Apollo und Hyacinthos Trotz jenes Fehlers doch wohl natürlicher und gesitteter seyn könnten, als alle, die dagegen reden.

Oder wie einst, von Deagros erzeugt, der Thracier
 Orpheus,
 Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas
 Sohn.
 Oftmals saß er nunmehr in den schattigen Hai-
 nen, besiegend
 Sein Verlangen, und nie war ihm der Busen
 in Ruh.
 Sondern im Geiste geheim schlaflose Bekümme-
 niß immer
 Härmt' ihn, er schaute nur an Kalais blüh'nde
 Gestalt.
 Aber die Bistoniden, umdrängend, tödteten
 jenen,
 Grausame, welche für ihn schneidende Schwer-
 ter gewekt,

Bistoniden, Thracierinnen.

Weil er im Thrakischen Volke zuerst die männ-
liche Liebe,
10 Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen
erfüllt.
Und sie hieben sein Haupt mit dem Erz ab, warfen
alsbald es
In die Thrakische See hin mit der Laute
zugleich,
Fest mit dem Nagel daran es heftend, daß
in dem Meere
Beide zusammen geneigt schwommen von
blaulicher Flut.
15 An die heilige Lesbos nun spülte sie dunkel das
Meer an.
Da sich der Leyer Getön über die Wellen
erhob
An die Inseln und Küsten, die salzbeschäumten,
begruben
Männer das hell vordem tönenden Orphische
Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche
die stummen
20 Felsen, des Phorkos sogar grause Gewässer
besiegt.
Seitdem waltet Gesang und der Saiten gefällige
Kunst dort,
Unter den Inseln ist keine so liederbes
gabt.
Als die streitbaren Thraker der Frau'n feindselige
Thaten
Hörten, und alle darum schrecklicher Kummer
befiel:

Phorkos, sonst Phorkyn, ein Meergott.

Athenaeum. Ersten Bds. 1. St.

5

sie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenschaft des Dichters selbst, durch eine gebildete Darstellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Ansicht verwandelte, und die Gestalten der Vorwelt mit dem Geist der reizendsten Sinnlichkeit neu besetzte.

II. Bruchstück des Hermesianax.

Die Griechische Poesie hat einen entschiedenen und ursprünglichen Hang, die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verschmelzen. Auch wenn sie, um sich zu vervielfältigen, sich in bestimmte Arten theilt, und nur auf ein Stück ihrer vollständigen Bestimmung beschränkt, weiß sie durch Abschweifungen, die doch immer wieder auf den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Weltall zu offenbaren. Sie spielt wenigstens in Bildern, Beziehungen, Gleichnissen und Beyspielen in die angränzenden Gebiete hinüber, und erhebt sich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Gesetz ihrer einmal angenommenen Eigenthümlichkeit im mindesten untreu zu werden, weil sie sich das Fremdartigste zu verähnlichen weiß und die Welt umzubilden und anzueignen strebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beschreibungen und Gleichnisse aus der lebendigsten Gegenwart der Natur; und so liebt die leidenschaftliche Elegie mythische Beyspiele auszuwählen, und in schöne Kränze zu

flechten. Sie spart die Blumen nicht und liebt auch hier den geschwätigen Überfluß, wie die weiche Empfindung selbst, deren schöner Ausdruck sie seyn will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es sich noch so sorglos im Lustwandeln zu verirren scheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Episode genannt werden.

Auf diesem Wege hatte sich auch die klagende und tröstende Elegie des Antimachos über den Tod seiner geliebten Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet: und nach einigen Bruchstücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimmermos auf seine geliebte Nanno viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weise führt Hermestanax in dem merkwürdigsten aller elegischen Bruchstücke seiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung seiner Elegien in drey Büchern benannt ward, das Beyspiel der größten Dichter und Denker in der einfachsten Ordnung an, indem er das Schönste und Eigenthümlichste von dem, was die Poesie oder die Geschichte über die berühmtesten Leidenschaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutsam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geist und Dichtung, die gedrängt ist, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das kostbare Stück dem Liebhaber der Poesie und des Schönen durch seine unbeschreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geschichte durch die Menge interessanter Anspielungen und Andeutungen ist, so merkwürdig ist es denen, welche die

Kunst üben, die schriftlichen Denkmale und Bruchstücke des klassischen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch seine Verdorbenheit. Nachdem es durch Ruhnkinius zuerst gerettet worden war, hat es Zlgen durch seine unermüdblichen Bemühungen vollständig lesbar gemacht, mehre von jenem unberührt gelassene Schäden mit leichter und glücklicher Hand geheilt, hie und da auch die alte Lesart durch eine bessere Auslegung gerettet. Diesen ist der Übersetzer größtentheils gefolgt, doch hat er einige Male die alte von Beyden verworfne Lesart anders erklärt und beybehalten. Lücken in der Übersetzung zu lassen, wo die Vermuthungen nicht ganz sicher wären, schien ihm durchaus zweckwidrig. Man mag noch so sehr gegen das Ergänzen alter Statuen seyn, so müssen doch die abgestoßnen Nasenzipfel angefügt werden, weil die Gesichter sonst gar zu verschimpft aussehn. Das Emendiren ist überdem eine Ergänzung, die ohne Schaden der Statue wieder abgenommen werden kann, und der Übersetzer verrichtet es nun vollends an einen Gipsabguß. Es kommt weniger darauf an, welche unter zwey doch nicht ganz unähnlichen Beschaffenheiten dieser oder jener Stelle die richtige ist, als auf den Geist und Karakter des Gedichts im Ganzen.

Gleichwie Agriope'n auch der geliebte Sohn des
Deagros,
Helm, mit der Eithen bewehrt, führte, dem
Thrakischen Spiel,
Aus dem Hades; und schiffte' an unerbittlicher
Stätte,
Dort wo Charon drängt in das gemeinsame
Boot
5 Seelen der Abgeschiednen, und wo fernhallend der
See tobt.
Wie er die Flut hinwälzt durch das gewaltige
Schiff.
Aber es wagt' an den Wogen die Eithen einsam
zu spielen
Orpheus, und lenkte den Sinn nächtlicher
Götter beredt.
Auch den Kokytos bestand er, den unter den
Brauen unselig
10 Lächelnden und das Gesicht jenes entsetzlichen
Hunds,
Dem entflammt die gellende Stimm', und ent-
flammt ist das Auge,
Wild, mit welchem der Kopf, dreyfachgetheilet,
erschreckt.
Dort nun Gesang anhebend, erweicht' er die hohen
Gebieten,
Das Agriope Hauch' liebliches Lebens em-
pfind,

- 15 Auch der Mene Sohn ließ unverherrlicht im
Liede
Nimmer Musaeos, der Huld Liebling, Antiope
seyn,
Die, an Eleusis Fuß, der gefeyerten Mutter und
Tochter
An mit geheimem Sinn stimmte das Jubel-
geschrey,
Wann sie Demetern dienend, der Rharischen, festlich-
ches Klanges,
20 Orgien hielt: sie ist selbst noch im Hades
berühmt.
Ferner sag' ich, sein väterlich Haus um die Fremde
verlassend,
Habe Hesiodos sich reichlich mit Wissen ge-
ziert,
Gern gewandt nach Askraea, dem Helikonischen
Flecken.
Um Coea bemüht, um die Askraeerin
dort,
25 Duldet' er viel, und schrieb der Heldinnen sämt-
liche Bücher,
Wo mit des Mädchens Preis jeglicher Hym-
nus beginnt.

Mene, Selene, Luna. Antiope, sonst unbekannt, Priesterin der Ceres.
Mutter und Tochter, Ceres und Proserpina. Rharischen, von dem der
Sage nach zuerst besäeten Felde Rharion so benannt. Gern, nicht, wie
er selbst erzählt, von Noth gedrungen. Coea, ein scherzhaft erdichteter
Name, aus der Wendung gemacht, womit Hesiodus jede seiner Heldin-
nen einführte: Ἡ οἷον, „Oder wie.“

Jener Sänger sogar, den Zeus Verhängniß be-
 schirmt,
 Aller, die Musendienst üben, geliebtester
 Gott,
 Strebte zum ärmlichen Ithaka hin, der große
 Homeros,
 30 Mit Gesängen, zu lieb, fluge Penelope,
 dir.
 Viel ausstehend um sie, betrat er das kleinere
 Eiland,
 Ließ sein Geburtsland fern, raumig an Flu-
 ren, zurück.
 Also weinet' er Ikaros Stamm, und das Volk des
 Amyklas,
 Sparta auch, und gedacht' eigenes Kammers
 dabey.
 35 Aber Mimmermos ferner, der diesen lieblichen
 Ton einst,
 Vieles duldend, erfand, lindes Pentameters
 Hauch,
 Brannte für Nanno: und oft, erschöpft von den
 vielen Gefechten,
 Wandelt' er kraftlos schon, mit zu dem Schmau-
 se gesellt.
 Doch Hermoblos hat' er, den lästigen; und dem
 Pherokles,
 40 Zurnend wie seinem Feind, sandt' er ein sol-
 ches Gedicht.

Ikaros Stamm, Penelope. Amyklas, Spartanischer Heros. Das Volk des Amyklas und Sparta, statt Helena. Eigenes Kammers, Anspielung auf Ilias XIX, 301. 302. Hermobios, Pherokles, unbekannt; wahrscheinlich Nebenbuhler.

Auch Antimachos hat, von der Liebe zum Lydischen
Mädchen

Lyde verwunder, des Stroms Flut, des Pak-
tolos, berührt.

Als er die Urne der Todten verwahrt in trockenem
Boden

Mit Wehflag' und Gestöhn, kam er, ver-
lassend das Land,

45 Hin zu Kolophons Höhe, und erfüllte mit Trauer
die Bücher,

Ihr geweiht: ihm gab Linderung jegliches
Leid.

Auch wie viel Alkaios, der Lesbier, Weisen gelehrt
hat,

Sappho tönend, der Brust lieblich erregte
Begier,

Weißt du: es liebte der Säng' die Nachtigall, oft
mit des Liedes

50 Klug geordnetem Sinn ängstend den Teis-
schen Mann.

Denn es gesellte zu ihr der süße Anakreon auch
sich,

Wann sie geschmückt in der Schaar Lesbierin-
nen erschien.

Samos verlassend nun wandert er oft, und oft
der Geburtsstadt

Traubenbegabte Flur, unter dem Speere
gebengt,

Jegliches Leid, fremde ähnliche Unfälle, die er in dem Gedichte
Lyde sammelte. Geburtsstadt, Tejos, damals von Harpagos eros
herr.

- 55 Zur weinblühenden Lesbos: es sah von drüben
ihn oftmals
Lektors Vorgebirg auf dem Aeolischen
Meer.
So die Attische Biene, vom hügelreichen Ko-
lonos
Kommend, wann sie den Reihn führte des
tragischen Chors,
Sang den Bakchos und Kros; es weckte Theoris
Gestalt erst
60 Anmuth, welche von Zeus Sophokles eigen
bekam.
Auch von jenem sag' ich, dem stets sich bewachen-
den Manne,
Welcher von Jugend auf hegend den Haß,
an den Frau'n
Alles an allen verfolgte: verletzt von dem krum-
men Geschosse
Hab' er nicht zu entfliehn nächtlichen Qualen
vermocht.
65 Er durchirrte die Au'n Makedoniens, viel um
Aegino,
Die als Schaffnerin dort dient' Archelaos,
bemüht.
Bis dann endlich ein Gott dem Euripides sandte
Verderben,
Da er in Todesnoth grimmigen Hunden ge-
wehrt.

Kolonos, Attischer Flecken, des Sophokles Geburtsort. Archelaos,
König von Makedonien, Freund des Euripides.

- Aber der Mann aus Kythere, von pflegenden
Musen erzogen,
70 Der, von ihnen gelehrt, treuester Ordner dem
Spiel
Bakchos war und der Flöte, Philoxenos: wie er
von Klagen
Abgehärmt, einmal reiste durch unsere
Stadt,
Weißt du ja; du vernahmst die Sehnsucht nach
Galatea,
Die er der Heerden sogar zartem Geschlechte
geliehn.
75 Kennst du den Sänger doch auch, den Eurypylos
Bürger, die Koer,
Schön aufstellten aus Erz, unter des Platanus
Laub:
Wie er die flüchtige Bittis besang, Philetas; mit
Schmachten
Alle Worte, den Fluß alles Gefos es er-
füllt.
Nicht auch jene sogar, so viel der Menschen das
strenge
80 Leben gestiftet, und ernst flügelnde Weisheit
erforscht,
Die schwerlastend mit Schlüssen bestrickt ihr eige-
ner Tieffinn,
Und die Tugend, des Ruhms würdig, die
harte, geschätzt:

Dem Spiel Bakchos und der Flöte, der dithyrambischen Poesie.
Unsere Stadt, Kolophon. Eurypylos, Sohn des Herkules, König
von Kos.

- Selbst nicht diese entgingen den schrecklichen Kämpfen des Eros,
Unter des schrecklichen Gottes lenkende Zügel
gebracht.
- 85 Gleichwie Pythagoras einft, den Samier, Liebes-
bethörung
Band an Theano; der flug Räthfel der
Geometrie,
Linien schlingend, erdacht, und fo weit der Äther
den Kreis wölbt
Wohl nachahmend geformt alles an winzigem
Ball.
- Oder wie Kypria, erzürnt, ihn, welchem es ziemt,
in der Weisheit
- 90 Vor dem Haufen des Volks groß zu erschei-
nen und hoch.
Wärnte mit mächtiger Glut, den Sokrates: nun
mit dem tiefen
Geist ergründet er nur Sorgen von leichterm
Gehalt
Immer besuchend das Haus Aspasiens; konnte kein
Ende
Finden, da er so viel Krümmen der Schlüsse
doch fand.
- 95 Den von Kyrene auch zog über den Isthmos
Verlangen,
Als er in Laïs Netz fiel, der Korinthie-
rin,
Krisippos, der fluge: da mied er der Weifen Ge-
spräche
Abgeneigt; ihm floh nichtig das Leben da-
hin.

So reich und beziehungsweise ist diese zierliche Rhapsodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem schnellsten Sinn selbst bey vertrauter Bekanntschaft mit dem behandelten Stoff schwer ja unmöglich fallen dürfte, gleich bey dem ersten Eindruck alle Feinheiten des Künstlers wahrzunehmen. Seiner Absicht gemäß, die unwiderstehliche Macht der zärtlichen Sehnsucht durch große und schöne Beyspiele zu offenbaren, umfaßt er gleichsam alle Zeitalter der Bildung und der Geschichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Mysterien, den dichtenden Priestern der grauen Vorzeit, bis zu seinem Freunde und Zeitgenossen, dem also schon damals hochgeehrten und von Propertius und Ovidius so oft gefeyerten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterstadt des Hermesianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geistvollsten und ausschweifendsten Virtuosen des üppigsten Zeitalters und der geselossten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegorische Priesterfagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entstanden, oder ausgeschmückt waren, wie die Weiberfeindschaft des Euripides durch eifersüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon vielleicht der neuern Komödie ihr Daseyn verdankt, die auch als erste oder zweyte Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten ist; die Werke der Dichter selbst, wie bey Minnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinsamen Vaterlandes und der gemeinsamen Kunstart näher waren

und auch in seiner Behandlung nebst dem Philetas mit besondrer Liebe und noch genauerer Unterscheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben scheinen könnten. So auch bey Sappho und Alkaios, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Versen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfacht etwas Zartes und Hohes haben; so auch bey Philoxenos, der selbst in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der sein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Galatea verführt hatte, ein Gedicht von der damals schon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausschweifenden dithyrambischen Gattung, welches den alten satyrischen Dramen nachstreben mochte, worin er mit Anwendung der alten Sage auf sein Unglück den Dionysios als Kyklopen, die geliebte Flötenspielerin als Galatea und sich als Odysseus darstellte. Überhaupt würde man sehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freylich nicht so um die Begriffe der Ehre und die Bilder des Himmels tändelte oder anbetete, wie die romantische habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geistreichste Geselligkeit, die reizbarste Leidenschaftlichkeit bey gebildeter und schöner Sinnlichkeit und ein zartes Gemüth verleihen können. Eben so die Liebe der Philosophen, an denen der Dichter, der die ganze Welt nur aus einem elegischen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegensatz zeigt; schon daß sie liebten, scheint ihm außerordentlich, da er hingegen bey den Dichtern die außerordentliche Art, wie sie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch

ewige Werke bewährten, hervorzuheben sucht. Alles strebt er zu elegisiren, und auch das verschiedenartigste weiß er näher zu rücken, ähnlich zu gestalten und freundlich zu verbinden, so daß das Ganze wie aus einem Guß ist; und wenn er so ungleiche Gegenstände, wie die weise Freundin des strengen Pythagoras, die gebildete Aspasia, die erste Frau ihres Zeitalters in allen geselligen Künsten, und Lais, welche in dem seiner Hetären wegen berühmten Korinth den Preis in der Üppigkeit und Verführung verdienen konnte, in gewissen Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; so weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinsten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beispiel beym Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beym Homeros und Hesiodos, wo ihn Sage und Geschichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er sich, da der Ruhm der Gattung und der Männer zu glänzend war, um in dieser Auswahl des Köstlichsten fehlen zu dürfen, mit einer absichtlich offenbaren Erdichtung. Es ist ihm freylich der heiligste Ernst, und er ist dabey mit ganzem Gemüthe: aber er lächelt dann auch wieder über seinen Gegenstand, über sich selbst, und die an seinem Stoff verübte Willkühr mit unschuldiger Schalkheit und kindlicher Anmuth. Er weiß um seine Kunst, und über sie spottend gefällt er sich doch mit ihr und zeigt sie gern.

Der wunderbare und unauflöbliche Zauber, der aus diesem Gemisch von Liebe und Wiß, von schwachtender Hingegebenheit und geselliger Besonnenheit hervorgeht, darf auch für die nicht ganz verlohren gehn,

welche aus Unkunde der alten Geschichte, bey der Betrachtung und dem Genuß dieses Bruchstücks das entbehren müssen, was die frühere Bekanntschaft mit dem Stoff und die Vergleichung desselben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt. Ersetzen kann es ihnen eine die Übersetzung begleitende Einleitung oder Nachschrift in diesem Falle um so weniger, da schon die Erläuterung des Erwähnten, wenn sie vollständig seyn sollte, sich leicht so ausbreiten könnte, daß man den Text selbst darüber aus den Augen verlohre, und da man um die künstliche Weisheit der Auswahl ganz zu verstehen, auch das wissen müßte, was der Dichter auf seinem Wege unerwähnt liegen ließ.

Bedeutender und gefälliger Schmuck ist ein wesentliches Bedürfniß und eine schöne Zierde der menschlicher Natur und der menschlichen Kunst. Auch die Poesie liebt ihn mit angebohrner Reigung. Der wahre Dichter ist unbeschränkt frey: aber selbst seine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunstwerk wird selbst das, was nur Puß scheint, so innigst vom Geist des Ganzen befehlet seyn, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter der eigenen Eigenthümlichkeit des Werks und seiner Gattung entspricht. Was man im Gegensatz dieser grammatischen und metrischen die poetische Ausbildung der Poesie nennen könnte, darf eben so wohl auch an sich gewürdigt werden, und Bedeutsamkeit, gesetzliche Freyheit in Verhältniß zu seinem Ganzen, eine gewisse Ent-

Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgestaltung, durch die, was uns schon bekannt war, nun wieder neu erscheint, sind Eigenschaften, die jedes Gleichniß, Beyspiel oder Bild besitzen muß, ohne Rücksicht auf das Einzelne und die besondre Art. Aus diesem Gesichtspunkte hat das Bruchstück des Hermesianax noch außer seiner elegischen Vortrefflichkeit eine gleichsam eigenthümlichere und selbständigere: denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetischen Malerey dürfte diese Reihe kleiner Kunstwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beschreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektonischer Festigkeit wie für die Ewigkeit dastehn; wenn in der Pindarischen Poesie oft eine hohe Gestalt von einfachen und allgemeinen Zügen sanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu schweben scheint: so möchte man diese Bilder des Hermesianax an sorgloser Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geschnittenen Steinen des Alterthums vergleichen.

III. Das Bad der Pallas von Kallimachos.

Dieses in der Sprache und auch durch eine gewisse Vorliebe für gymnastische Bilder zum dorischen Styl hin neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Fest von der Gattung bestimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgestellt ward, bloß wie zum Spiel ohne alle Bedeutsamkeit und Beziehung auf ihre Ge-

heimnisse, und welche der Natur nur eines Geschlechts, Alters oder Standes angemessen, und im Vergleich mit den großen Volksversammlungen und Kampfspielen, wo jeder freye Hellene seine Kraft und Geschicklichkeit versuchen und beweisen durfte und sollte, sehr eng umschränkt waren; so eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit bestand. Wenn an dem Feste selbst dem Sinne blühender Jungfrauen von edelstem Geschlecht einer dorischen Stadt von altem Glanz alles so entsprach, wie in diesem elegischen Festgesange des sinnreichen und gelehrten Kallimachos, so war es in seiner Art gut und schön, und entsprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken grade dieser Gattung verschönernd zu bestätigen, mit achtungswürdiger Treue.

Badegehülffinnen ihr der Pallas, gehet, ihr
alle

Gehet hervor! Ich hört' eben des Rossege-
spanns

Wiehern, des heiligen, schon; bereitet naht sich
die Göttin.

Eilt, blondlockige, nun! elle, Pelasgie-
rin!

Pelasgierin, alterthümlicher Name für Griechin.

- 5 Niemals hat Athenäea die mächtigen Arme gewas-
schen,
Eh sie den Rossen den Staub ab von den
Weichen geschwemmt;
Nicht selbst, als sie mit Blut überall besudelte
Waffen
Tragend, vom frechen Heer Erdegebohrener
kam.
Sondern vor allen zuerst der Pferde Nacken vom
Wagen
10 Löste sie, spülte dann ab in des Okeanos
Quell
Schweiß und besprengende Tropfen, und reinigte
ganz den verdickten
Schaum von ihren gebißntrichenden Mäus-
lern hinweg.
Geht, o Achaeerinnen! Noch Balsam, noch Onyx-
gefäße,
(Hör' ich die Axe nicht schon laut in den Nas-
ben sich drehn?)
15 Balsam, ihr Badegehülfsinten, nicht, noch Onyx-
gefäße,
(Denn Athenaea liebt nicht ja der Salben
Gemisch)
Bringet, noch Spiegel, herbey. Schön glänzt ihr
immer das Auge.
Nicht da der Phryger den Zwist dort auf dem
Jda entschied,
Schaute die große Göttin in Orichalkon, und nicht
auch
20 In durchsichtige Flut, Simons Wirbel,
hinab;

Orichalkon, Metallspiegel

Noch auch Here; nur Kypris, das strahlende Erz
in den Händen,
Ordnete zweymal oft eben dasselbige
Haar
Jene, wann sie der Bahnen an zweymal sechzig
durchmessen,
Wie an Eurotas Rand pflegte das Doppel-
gestirn
25 Lakedaemons, dann lieb, wohlkundig, sie nur die
geringe
Salbe sich ein, vom ihr eignen Gewächse ge-
zeugt:
O ihr Mädchen! es hob die Röthe sich ihr, wie
die frühen
Rosen, oder das Korn in der Granate ge-
färbt.
Darum bietet allein auch jetzt das männliche Oel
ihr,
30 Welches den Kastor, womit selber Herakles
sich salbt.
Bringt ganz golden ihr ferner den Kamm, damit
sie das Haupthaar
Ebnend, streiche mit ihm glänzende Locken hin-
durch.
Geh, Athenaea, hervor! schon harret die will-
kommene Schaar dein:
Jungfrau'n alle, dein groß Akstoridenge-
schlecht.
35 O Athene! es wird auch der Schild Diomedes
getragen,
Wie den Urgeiern einst diesen bejahrten Ge-
brauch

Akstoriden, das mächtigste und älteste adliche Geschlecht in Argos.

Hat Eumedes gelehrt, der der gefällige Priester,

Welcher, da er erfuhr, daß den beschlossenen Tod

Ihm bereite das Volk, durch Flucht dein heiliges Bildniß

40 Mit sich entriß, ins Gebirg Kreons darauf sich begab,

Kreons Gebirg; und dich, du Göttliche, barg in den Klüften

Schroffer Felsen, daher jetzt Pallatiden genannt.

Komm, Athenaea, du Städteverwüsterin, goldengehelmt,

Die an der Kasse sich freut, und an der Schilde Getös!

45 Heute taucht nicht ein, ihr Wassertragenden; heute

Trinkt von den Quellen bloß Argos, und nicht von dem Strom.

Heute traget, ihr Mägde, die Krüge zum Vorn Physadea;

Oder, des Danaos Kind, füll' Amymone sie euch.

Denn es wird, mit Blüthen und Gold die Gewässer vermischend,

50 Von viehweldenden Höh'n Inachos kommen herab,

Führend ein Bad für Athene, ein liebliches. Aber Pelasger,

Sorge, die Königin nicht wider Begehren zu sehn!

Denn wer Pallas nackt, die Städtebeschützerin,
anschaut,

Der hat dieses zuletzt unter den Dingen
erblickt.

55 Geh, Athenaea, hervor, Ehrwürdige! Diesen
erzähl' ich

Unterdessen; es ist Andrer die Sage, nicht
mein.

Mädchen, es liebt' einmal Athenaea der Nymphen
in Liebe

Eine so sehr, zog weit allen Gespielinnen
vor

Sie, des Tiresias Mutter; und niemals schieden
die beyden.

60 Sondern, wenn sie nunmehr Thespiäs altes
Gebiet,

Jezo Koronea, und jetzt Haliartos be-
suchte,

Durch der Boeoter Flur lenkend ihr schönes
Gespann;

Jezo Koronea, wo lieblich duftend ein Hain
ihr

Grünt, wo Altär' am Strom dort des Ko-
ralios stehn:

65 Oftmals stellte die Göttin sie neben sich dann auf
den Wagen.

Weder der Nymphen Geschwäg, weder der
Reigen im Chor

War ihr süß und gefällig, wenn nicht anführte
Chariklo.

Aber es warteten noch häufige Thränen auf
die,

War sie gleich Athenaea's gemüthliche liebe Ge-
nossin.

70 Denn da sie einst des Gewands haltende
Spangen gelbste

Am schönfließenden Born des Helikonischen
Rosses,

Badeten sie; das Gebirg ruht' in der Mitte
des Tags.

Nur mit den Hunden noch Tiresias, eben am
Kinne

Zart gebräunt, umirrt' einsam den heiligen
Ort.

75 Folgend unlöschbarem Durste, gelangt' er zur
Welle des Bornes,

Armer! und sah ungern, was zu erschauen
nicht ziemt.

Aber, obschon erzürnt, doch redet' ihn an
Athenaea:

Was für ein Gott, o du, welcher die Augen
von hier

Nie wegträgt, Eueride, hat schadenden Weg dich
geführt?

80 Also sprach sie, es fiel Nacht auf des Jüng-
lings Blick.

Dieser stand sprachlos; denn Weh' umstrickte
die Kniee

Fest ihm, die Stimme hielt bange Bestür-
zung zurück.

Aber es schrie die Nymphe: Was thatest du mir an
dem Knaben,
Hohe? Der Freundschaft Bund, Göttinnen,
ehrt ihr ihn so?
85 Mir zu entreißen des Sohnes Gesicht! Du hast
Athenaea's,
Mein unglückliches Kind, Hüften und Brüste
gesehn,
Aber du schauest die Sonne nicht mehr. O wehe
mir Armen!
Helikon! künftig von mir nimmer betretnes
Gebirg!
Kleines vergiltst du mit Großem fürwahr: um
wen'ge Gazellen,
90 Wenige Rehe gebracht, nimmst du die Augen
des Sohns.
So den geliebten Knaben mit beyden Armen um-
schlingend,
Hob die Mutter nun an, weinend, das Jam-
mergetödn
Klagender Nachtigallen. Und ihrer Genossin er-
barmte
Gleich sich die Göttin, und sprach tröstende
Worte zu ihr:
95 Herrliches Weib, nimm alles zurück, so viel du
im Zorne
Vorgebracht, nicht ich habe geblendet dein
Kind.
Ist es ja doch Athenaeen nicht süß, die Augen der
Knaben
Weg zu rauben; doch so saget des Kronos
Gesetz:

Wer der Unsterblichen einen, wosern der Gott es
nicht selber
100 Wählet, erblickt, dem kommt theuer das
Schauen zu stehn.
Herrliches Weib, was geschah, nicht wiederrußt-
cher Art ist,
Woll es also mit ihm lenkte der Mären
Gespinnst,
Damals, als du ihn eben gebahrst: du aber em-
pfange,
O Eueride! nunmehr jenes beschiedene
Loos.
105 Ach wie viel wohl böte dereinst Brandopfer
Kadmeis,
Und Aristaeos wie viel, stehend, den einzigen
Sohn,
Blühend in zarter Jugend, Aetaeon blind nur zu
sehen!
Und Mitjäger ja wird dieser der mächtigen
seyn,
Artemis; aber es rettet noch Jagd, noch auf den
Gebirgen
110 Oft gemeinsam geübt, Zielen des Bogens
ihn dann
Wann er, obschon unwillig, der Göttin liebliches
Bad sieht,
Sondern ihn werden selbst, ihren Gebieter
zuvor,
Eigene Hund' aufzehren; die Mutter wird die
Gebeine
Sammeln des Sohns, umher streichend im
Wald' überall.

- 115 Und sie wird Glückseligste dich, und Gesegnete
nennen,
Daß du geblendet den Sohn aus den Gebir-
gen empfangst.
- O Genossin, deshalb nicht jammere! Diesen
erwartet,
Dir zu Liebe, von mir mancherley Ehrens-
geschenk.
- Denn ich mach' ihn zum Seher, besungen von
kommenden Altern,
120 Daß er weit in der Kunst rage vor allen
hervor.
Kennen soll er die Vögel: was günstige, welche
nach Willkühr
Fliegen, und welche Art schädliche Fittige
schwingt.
- Viel Verkündungen wird den Vocotern, viele
dem Kadmos
Er welsagen, und einst Labdakos großem
Geschlecht.
- 125 Einen Stab auch will ich, der recht ihm lenke
die Füße,
Und vieljähriges Ziel will ich dem Leben
verleihn.
- Er allein, wann er stirbt, wird unter den Schat-
ten verständig
Wandeln umher, von des Volks großem Ver-
sammler geehrt.
- Sprach es und winkte dazu; untrüglich ist aber,
was winkend
130 Pallas verheißt: denn dieß gab von den
Töchtern allein

Zeus Athenaeen, zu erben vom Vater jegliches
Vorrecht.

Keine Mutter, wist, brachte die Göttin
ans Licht,

Sondern die Scheitel des Zeus. Zeus Scheitel
winkef Betrug nie;

Unvollendet auch nicht blieb, was die Tochter
gewinkt.

135 Augenscheinlich nun naht Athenaea sich; aber die
Göttin,

Ihr Jungfrauen, empfangt, denen die Sorge
gebührt,

Mit lobredendem Munde, mit Jubelgeschrey und
Gebet.

Heil dir, Göttin! beschirm' Argos Inachische
Stadt.

Heil dir, wann du sie treibest hinaus, und wieder
herbey lenkst

140 Deine Ross', und verleihe Segen des Danaos
Land.

Wenn schon die Richtung des Ganzen an bestimmte Personen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters diesen elegischen Hymnus, der von allen epischen des Kallimachos von Grund aus und unendlich verschieden ist, der lyrischen Gattung, auch nach allgemeineren, noch nicht durch die Strenge der scheidenden Kunst bestimmten Begriffen von derselben, aneignet: so könn-

te eine Geschichte, welche ein so seltsames Gemisch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Absicht enthält, für die Elegie, welche so gern mit streitenden Empfindungen spielt, und Widersprüche verkettet, ein sehr angemessener und glücklicher Stoff scheinen. In jedem Fall wäre die Voraussetzung, die Beschaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poesie der Natur des Ganzen wunderbar innig und tief entspricht, könne bey einem so absichtsvollen Künstler zufällig seyn und von keiner Bedeutung, durchaus geschichtswidrig

Vergleicht man diese Elegie des Kallimachos mit dem Bruchstücke des Hermesianax, so kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob diese Sonderbarkeit des Kunsturtheils der Alten eben so natürlich und nothwendig war, wie das verschiedene Vorziehen der Ilias und der Odyssee bey den Alten und bey den Neuern, müssen wir nur kurz erinnern: daß der elegische Hymnus des Kallimachos wie seine elegischen Epigramme doch nur eine Nebenart war, und daß wir nur aus seinen erotischen Elegien würden beurtheilen können, warum er für das Haupt seiner Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überströmende Philetas leidenschaftlicher, antithetischer, ja sogar gefeilter seyn, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermesianax nie erreicht haben kann.

IV. B e y t r ä g e

zur Kritik der neuesten Litteratur.

Deutschland ist unstreitig jetzt die erste unter den schreibenden Mächten Europa's, wenn man auch noch so viel darauf abrechnet, daß sich von der Anzahl der gedruckten Artikel kein sicherer Schluß auf die Masse des Gedruckten ziehen läßt, weil eben die Konkurrenz die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, sagt man, kommt vom vielen Lesen, und dieß ist auch bis auf einen gewissen Punkt sehr richtig; aber darüber hinaus möchte beydes in umgekehrtem Verhältnisse gegen einander stehn. Wer viel schreibt, hat desto weniger Zeit zum Lesen. So wie niemand gehört wird, wo alle sprechen, so würde auch, wenn sich einmal alle Leser zu Schreibern konstituirten (eine Revolution, zu der wir keinen so großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt) jeder darauf reduzirt seyn, von sich selbst gelesen zu werden: er würde in seiner eignen Person Schriftsteller, Beurtheiler und Publikum, die ganze litterarische Welt im Kleinen, vorstellen müssen. Die damit verknüpfte

Langeweile und sonstigen Unbequemlichkeiten würden eine neue Epoche herbeiführen, wo man gar nichts schriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu lesen.

Bis dieser Kreislauf vollendet ist, bey der jetzigen Lage der Dinge, da es noch ziemlich viele giebt, die nicht bloß schreiben, sondern mit unter auch lesen, ja sogar einige, die bloß lesen ohne zu schreiben, ist das Rezensiren ein nothwendiges Übel. Man würde seine ganze Zeit und Mühe darauf wenden müssen, um zu erfahren was und wie geschrieben worden ist, wenn es keine Institute gäbe, die darüber offizielle Berichte ertheilen. Die früheste, kürzeste und also auf gewisse Weise die beste aller Rezensionen ist der Messkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, man könne sich auf seine Nachrichten nicht sonderlich verlassen: unter andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit daraus, ob ein Buch wirklich existirt; ein Umstand, der freylich zuweilen schwer genug auszumachen ist. Es läßt sich eine Rezensionsanstalt denken, wobey diese Mängel vermieden würden, und die doch mit dem Messkatalog beynah gleichen Schritt halten könnte. Man schnitte nemlich aus jedem zur Messe gebrachten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus, ließe sie nebst den Titeln zusammendrucken, und so wäre die Sache für das halbe Jahr mit einmal abgethan. Dieß ist im Ganzen genommen die Methode der Englischen Journalisten: sie pflegen zwar des Wohlstands wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinnerung oder einem Nachrufe zu be-

gleiten; aber gewöhnlich sind dieß nur hors d'oeuvres, die unbeschadet der Vollständigkeit der Rezensionen wegbleiben könnten. Bey der gewissenhaften Deutschen Umständlichkeit ist es auch in den umfassendsten Instituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verspätet werden, oder gar unterbleiben sollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterarisches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal alles fertig rezensirt gewesen wäre; sie sind vielmehr wie Menschen, die nur eben das Kinn über dem Wasser halten, und wenn sie einen Augenblick abließen zu rudern, in der großen Flut untergehn würden. Dieß ist auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen ist, ungeschriebne Bücher zu rezensiren, was sonst Gelegenheit gäbe viel Neues zu sagen, und das ziemlich trockne Geschäft ein wenig genialisch zu machen.

Das Leben ist kurz und die Bücher sind lang: was Wunder also, wenn man sich so geschwind mit ihnen abzufinden sucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leser kritischer Zeitschriften würden es eine sehr unbillige Zumuthung finden, erst die Rezension und dann noch hinterdrein die Schrift selbst zu lesen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für sich verständliche Abbreviatur von dieser, und den Rezensenten als einen lebendigen Storchschnabel der ihnen die weitläufigen Umrisse ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt sich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja selbst beschuldigt werden, daß sie oft bey den Physiognomien der Bücher stehn bleiben. Mit

einiger Übung muß man in diesem Studium wirklich etwas leisten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben schon viel Licht; besonders aber sind die Vorreden von unschätzbarem Werth. Gäbe es literarische Reichstage, so würde gewiß von Seiten der Beurtheiler der Vorschlag zu einem Gesetze geschehn, daß es erlaubt seyn solle, eine Vorrede ohne Buch, aber nicht ein Buch ohne Vorrede zu schreiben. Zwar wenn alle Schriftsteller so redlich und naiv zu Werke gingen, wie Jean Paul, so könnte man sich mit den bloßen Titeln begnügen. Aber leider haben die mancherley Kunstgriffe der verderbten Welt auch aus diesem Theile der Schriftstellerey die Unschuld verbannt. So wenige Titel gehören dem Verfasser, oder zu seinem Werke. Wer einen Aufmerksamkeit erregenden erfinnt, hat einen außerordentlichen Fund gethan, der ihm aber durch den Druck sogleich entgeht und ein Gemeingut wird. Die trostlose Schwierigkeit neu zu seyn, kann gerade hier auch den besten, wenn er noch nicht Ruhm genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus seinem Karakter her austreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritischen Institute ist es, daß sie die verschiedenartigsten Dinge auf einerley Fuß behandeln müssen. Zuerst die guten Bücher und die schlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß sie gut, und von diesen, daß sie schlecht sind. Wie sehr dieß auch dem heiligen Grundsätze der Gleichheit gemäß scheint, so kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwas überflüssiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß alle Bücher

schlecht sind, bis das Gegentheil erwiesen ist; so wird man sich bloß mit dem Vortrefflichen beschäftigen, und das Übrige mit Stillschweigen übergehn. Ein solches Journal haben wir nicht, und es würde sich aus mancherley Ursachen nicht lange halten können. Oder man nimmt an, daß alle Bücher gut sind, bis das Gegentheil erwiesen ist, und daraus wird das umgekehrte Verfahren entstehn. Diese demüthige Maxime scheint die Allgemeine Deutsche Bibliothek (die das erste Beywort wohl nur noch pleonastisch für Gemein führt) im Fache des Geschmacks zu befolgen, indem sie bloß bemüht ist, die armseligsten Produkte noch tiefer herunter zu reißen, von den Meisterwerken aber, die den Fortschritt der Bildung bezeichnen, gar keine Notiz nimmt. Man sieht, daß diese Kritik dem Wesen nach viel milder ist, als man nach ihren finstern Geheyrden glauben sollte; daß vielleicht gar eine stille Selbsterkenntniß der Rezensenten dabey zum Grunde liegt, die nur so die Überlegenheit behaupten zu können meynen, welche fälschlich als das nothwendige Verhältniß zwischen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeitschriften, die zuweilen Meisterstücke der Kritik liefern, muß die Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen viel zu großen Raum anfallen, und dadurch die Würdigung dessen beengen, was die Wissenschaft oder die Kunst weiter bringt. Nachbarlich berühren sich hier Autoren und Werke, die sich ewig nicht kennen, sondern in ganz getrennten Sphären ihr Wesen treiben: alles wird nur durch die Begriffe Buch und Rezension

zusammen gehalten. Manche Rezensionen sind die Grabchriften der angezeigten Bücher; andre können für nichts als Tauffcheine gelten. Nimmt man nun noch die vorwärts gekehrten Tauffcheine der Buchhändler (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geschrey der Antikritiken dazu, so hat man ein Konzert, worin bey allen Dissonanzen doch im ganzen eine ziemliche Einförmigkeit herrscht.

Man hat für das Bedürfniß der verschiedenen Fächer durch spezielle Journale gesorgt; selbst für die unlängst mit Tode abgegangnen schönen Wissenschaften hat man dergleichen gestiftet. Hier findet der Gelehrte dasjenige schon aus der chaotischen Masse gesondert, was ihn angeht, und der beschränktere Plan läßt bey dem Einzelnen mehr Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß solche Anstalten bey gleicher Güte in allem, was zum Gebiet des Schönen und der Kunst gehört, doch weit weniger befriedigend seyn können, als für eigentliche Gelehrsamkeit und Wissenschaft. Hier reicht oft ein treuer und mit Einsicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort ist die Form des Urtheils eben so wichtig als der Gehalt: denn sie ist gleichsam das Gefäß, worin allein sich die flüchtige Wahrnehmung auffassen läßt. Der Genuß schöner Geisteswerke darf nie ein Geschäft seyn; sie treffend charakterisiren, ist ein sehr schweres, aber es muß nicht als solches erscheinen; und wie ist dieß anders zu vermeiden als dadurch, daß es nach Lust und Liebe, und losgesprochen von dem Zwange äußerer Verhältnisse, getrieben wird? Sobald man

rezensirt, ist man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr in seinem eignen Namen, sondern als Mitglied eines Kollegiums. Wer eigenthümlichen Geist hat, muß ihn dem Zweck und Ton des Instituts unterordnen; und es fragt sich, ob durch die Theilnahme an der Würde desselben die Aufopferung ersetzt werden kann, da es mit einem kollektiven Geist immer eine verwickelte Bewandniß hat. Hieraus entsteht gar leicht etwas steifes und junstmäßiges, das mit jener besetzten Freyheit, welche das gemeinschaftliche Element der bildenden Kraft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen ist, im Widerspruche steht. Überdies liegt in diesem förmlichen Vortrage ein Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur die wissenschaftliche Anwendung wissenschaftlicher Wahrheiten zu machen hat, der aber keinesweges auf Gegenstände ausgedehnt werden kann, die erst in der Seele des Betrachtenden durch ein wunderbares Spiel der innern Kräfte ihre Bestimmung erreichen. Ein Kunstrichter zu seyn, nämlich der über Kunstwerke zu Gericht sitzt und nach Recht und Gesetz Urtheil spricht, ist etwas eben so unstatthafes als unersprießliches und unerfreuliches. Mit Einem Worte, da die Wahrnehmung hier immer von subjektiven Bedingungen abhängig bleibt, so lasse man ihren Ausdruck so individuell, daß heißt so frey und lebendig seyn wie möglich.

Die folgenden Beyträge wollen sich nicht zum Range von Rezensionen erheben: ihr Verfasser erklärt sie für nichts weiter als Privatansichten eines in und

mit der Litteratur lebenden. Seine Meynung glaubt er eben deswegen um so unbefangner und entschiedner äußern zu dürfen, etwa wie in einem zwanglosen Gespräche. Ein jedesmal vorangeschicktes: „ich sollte vermeynen“ würde nur lästig und langweilig seyn, ohne an der Sache etwas zu verändern; wem aber die tief in der menschlichen Natur eingewurzelte Unart des Behauptens anstößig ist, der mag es sich immer hinzudenken. Der Raum, den diese Blätter von Zeit zu Zeit im Athenaeum einnehmen werden, erlaubt unter der Menge der Erscheinungen nur wenige auszuheben. Und wozu auch Vollständigkeit in Ansehung der litterarischen Makulatur und

— All such reading, as was never read,
womit gerade dieses Fach so unselig überladen ist? Ich werde nur das zu karakterisiren suchen, was eine Art von Leben hat, entweder durch seine ausgebreitete Popularität oder durch seinen innern Werth. Selbst über die bedeutendsten Werke behalte ich mir vor, schweigen zu dürfen, wenn ihr Eindruck mich nicht auf den Pfad eigenthümlicher Betrachtungen geleitet hat. Auch mache ich mich zu keiner Vollständigkeit der Beurtheilungen (wenn man es so nennen will) anheischig: meine Absicht ist nicht, den Leser mit den erwähnten Schriften erst bekannt zu machen; dieß setze ich schon voraus, und suche nur durch die Mittheilung über sie die Entwicklung entgegengesetzter oder übereinstimmender Gedanken zu veranlassen. Ohne um historisch geordneten Zusammenhang in diesen Rhapsodien bemüht zu seyn, werde ich die Gegenstände

selbst in ihrem Zusammenhange zu fassen suchen. Beym Rezensiren ist ein mehr oder weniger isolirendes Verfahren nothwendig und hergebracht: alle vergleichenden Seitenblicke gelten da für Lizenzen. Und doch lassen sich nur die Buchstaben eines Buches in die Scheidewände des Bandes einschließen: in so fern es lebt, einen Geist und einen Gehalt hat, steht es als Wirkung und wiederum wirkend in mannichfaltigen Beziehungen. Das Verhältniß des Schriftstellers zu seinen Vorgängern und Nebenbuhlern, die Laufbahn, die er schon durchgemessen hat oder zu betreten anfängt, die Aufnahme, die er bey seinen Zeitgenossen findet, sind eben so viel aufklärende Gesichtspunkte. Wie sich mir Ausichten darbieten, werde ich ihnen nachgehn: denn wo das Ganze Digression ist, hat man sich nicht vor Digressionen zu hüten; und ich kann zu einem nicht erschöpften Gegenstande immer noch zurückkehren, um ihn in einer verschiednen Zusammenstellung zu beleuchten.

Der Punkt, wo die Litteratur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt, ist der Roman. Bey ihm offenbart sich daher am auffallendsten der ungeheure Abstand zwischen den Klassen der lesenden Menge, die man durch den bloß postulirten Begriff eines Publikums in eine Einheit zusammenschmelzt: hier können die Unternehmungen des Meisters, dessen Blick, seinem Zeitalter voraus, in gränzenlose Fernen dringt, dem regsten und vielseitigsten Streben nach Bildung begegnen, so wie eben hier die stupide Genügsamkeit des Handwerkers, der nur denselben verworrenen Knäuel

der Begebenheiten auf- und abzuwinden versteht, un-
aufhörlich für die Sättigung schlaffer Leerheit arbei-
tet. Die gefezlose Unbestimmtheit, womit diese Gat-
tung nach so unzähligen Versuchen immer noch be-
handelt wird, bestärkt in dem Glauben, als habe die
Kunst gar keine Forderungen an dieselbe zu machen,
und das eigentliche Geheimniß bestehe darin, sich alles
zu erlauben; während sie doch vielmehr auf die Höhe
der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrazionale Gleich-
ung nur durch unendliche Annäherung gelöst werden
kann. Wer hält sich nicht im Stande einen Roman
zu schreiben? Daß nebst vielen und wichtigen Erfor-
dernissen unter andern auch ein bedeutendes Menschen-
leben dazu nöthig ist, läßt man sich nicht im Traume
einfallen. Wie könnten sonst die beliebten Roman-
schreiber so fruchtbar, und die fruchtbaren so beliebt
seyn? Nur Einen Roman geschrieben zu haben, wird
für gar nichts gerechnet: man muß beynah mit jeder
Wesche wieder erscheinen, um nicht auf der Liste der
Beliebten ausgestrichen zu werden. Ich habe sogar
von Schriftstellern gehört, welche gestehn, daß sie aus
allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den
sie noch in sich tragen, auszuschütten, ehe die Geläu-
figkeit ihrer Feder und ihrer Phantasie mit den zu-
nehmenden Jahren erstarrt. Wie verschieden von der
Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die
Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dür-
fen sich nicht brüsten, wenn sie für den Augenblick
vor diesem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erstar-
ren, sobald sie ihn nicht mehr beständig warm halten
können.

Bei so unermüdblichen Ergießungen muß man natürlich auf seltsame Hülfsmittel verfallen, um die Armut an selbständigem Geiste zu bemänteln, und wirklich ist auch bis zur rohesten Abgeschmacktheit nichts unversucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Gespenster zu citiren und die Riesengestalten einer chimärischen Vorzeit aufzurufen, wer sich ohne Geheimnisse mit simplen Leidenschaften behilft, der hält schon etwas auf sich und sein Publikum. Macht er sich denn auch mit Charakteren nicht viel zu schaffen, wenn ihm nur jene in einer gewissen Fülle zu Gebote stehn, so kann er gewiß seyn, den mittleren Durchschnitt der Lesewelt für sich zu gewinnen, der für das grobe Abentheuerliche schon zu gestittet, für die heitern ruhigen Ansichten ächter Kunst noch nicht empfänglich, starke Bedürfnisse der Sentimentalität hat.

Solch ein Schriftsteller ist Lafontaine. Wundern kann man sich also nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul ist schon etwas viel ausgezeichneteres; er bewirthe mit so leichten Speisen, da sich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, besonders wenn man schon einiges von ihm gelesen hat, und also gewisse Lieblings schilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeygehn begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederholt er die Szenen so reichlich, daß er dem geübteren Leser die Hälfte der Zeit erspart, obwohl dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das diesem aber nicht so theuer zu stehn, da die lee-

ren Vogen immer mit gekauft werden, als dem Verfasser selbst, dem es genügen kann, sie dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar sollten wir ihn nicht so ernsthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne ist es schwerlich um Vortrefflichkeit zu thun; es scheint ihm vielmehr, so oft er auch die Ewigkeit als das große point de vue hinstellt, hauptsächlich an der Zeitlichkeit gelegen zu seyn. Um es dabey noch recht bequem zu haben, macht man sich eine Moral, eine Tugend, eine Unschuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müssen, ein wenig auf den Kauf gemacht, un- haltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man ihn indessen auch so jovialisch ansehen will, wie er selbst sein Thun und Treiben, so ist es doch nicht gleichgültig, was er für Begriffe von allen jenen Dingen unter die Leute bringt, und es ist der Mühe werth zu fragen, worin es liegt, daß er mit so viel gutem Willen und Glauben sittlich zu seyn, den schon so mächtigen Hang zur Erschlaffung und Passivität befördert. Es ist gewiß, wenn er sich als Schriftsteller strenger zu betrachten wüßte, so würde er auch die menschliche Natur höher zu halten verstehen. In seinen früheren Sachen schien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht ist, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er seine Szenen Gedichte nennen, ja sie sogar als Annäherungen zur tragischen Dichtkunst betrachten konnte. Vermuthlich hatte er schon damals kein höheres Ideal von dieser letzten als den „tragischen

Arnaud“ (St. Julien) und verwechselte mit Poesie die Art von Feuer, welche die Franzosen mit dem Ausdruck Verve bezeichnen, und die er in vollem Maße besitzt. Feinere Schattirungen deuteten bey alle dem auf Anlagen, von denen man, vorausgesetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwicklung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenstück zu den Samnitischen Heyrathen, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn, wie manche einzelne Flecken an seinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erste auffallende und nicht zu entschuldigende Indelicatesse beging er an Julien in: Liebe und Redlichkeit auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werdenberg nicht von solchen Auswüchsen wie die Begebenheit mit Heloisen rein erhielt, zeigt, wie sehr es ihm an Sinn für die Einheit und organische Bildung eines Werkes fehlte, und daß er sich im mindesten nicht um Zeichnung, sondern nur um ein üppiges Kolorit bekümmerte. Dieses liefert ihm die bloße Leidenschaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geistigen oder schön sinnlichen Zusatz, hinlänglich. Er gesteht selbst in der Vorrede zur zweyten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menschlichen Herzens beleuchte (in welchem Sinn seine sämtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten) und von dieser nur ein paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinste und schwächste aufzufassen wußte! Schlimm genug, daß die ersten Reime in einen bloßen Blätterreichthum ausgegangen sind,

der ohne Stamm und Frucht sich nie über eine gewisse Höhe erhebt!

Wenn ihn auch seine Lektüre der Alten, die er recht angenehm, man möchte sagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu strengern Ernst auffodert, wie in seinen neueren Griechischen Geschichten, so behandelt er doch alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und spart die Aufopferungen und Tode fürs Vaterland so wenig wie bey andern Gelegenheiten die Klüffe. Die wechselnden Farben, das tumultuarische Leben, steht mit der Würde des Gegenstandes in solchem Streit, daß man wohl sieht, in wie fern er mit ihm bekannt war. Eben dieses Farbenspiel ist es denn doch, und seine blühende Dikzion und strömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachlässigkeit fehlt, was schon so manchen jungen Busen erschüttert hat, und manches ältere Urtheil so verwirrt, daß Clara du Messis der nouvelle Heloise an die Seite gesetzt und, um seiner schlechtesten Produkte willen Lafontaine mit vieler Prätension zum Künstler freirt worden ist. (M. L. Z. 98. No. 47.) Es muß ihm selbst ein wenig lustig vorkommen, sich von Kunst vorschwatzen zu hören, da man eher vermuthen sollte, daß er sich sogar bey den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur so gefallen, wie ein frisches Mädchen, die weder bestimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. Es ist auch schon mehr begegnet, daß die edelsten Gestalten unbemerkt stehn blieben, und ein großes Ge-

dränge um solch ein Gesichtchen war, daß eben jedermann zusagte, weil nichts darin zu lesen war, als was jedermann versteht. Seine Schriftstellerey ist recht sichtlich die unerzogene „Tochter der Natur,“ und es wäre sehr zu wünschen, daß das Dargestellte bey ihm (unter andern der dramatische Versuch jenes Namens) eben so viel Natur an sich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zugleich unsittlicher seyn, als seine Kinderliebschaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erste, was sich im Menschen regt, das Interesse des einen Geschlechtes für das andre ist. Wenn ein so frühes Verhältniß Statt findet, so lehrt die Erfahrung wenigstens, daß es sich zuerst als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Absonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten besondere Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündnisse gestiftet, so trennt eine nachmalige verschiedne Bildung sie eben so oft wieder, als sie glücklich oder unglücklich für beyde Theile Bestand behalten. Lafontaine impft der gefunden Natur durch seine Voraussetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd ist. Wäre es erst dahin gekommen, daß Kinder bey einer körperlichen Berührung so heftig empfänden wie Lissow und Käthe im Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben lernen führt, so würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Reifen seyn, und Eltern und Aufseher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unschuld wie die zarte Blume einer „Schneeflocke ist, die ein Hauch verzehret,“ (Flaming) so muß sie bey

jungen Geschöpfen durch einen Blick in die meisten seiner Bücher zerstört werden. In den moralischen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Plessis, im Werdenberg, allenthalben verlieben sich die Kinder in einander. Lafontaine ist ihr wahrer Dvid.

Bedeutend ist es allerdings, daß er die Liebe so oft in die Zeiten der gedankenlosen Kindheit versetzt. Sie trägt durchgehends bey ihm etwas von dem Karakter ihres Ursprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an sich, und es läßt sich genau von ihr sagen, was er bey Borde und Anne (im St. Julien) bemerkt: „Beide waren jung, das ist das ganze Geheimniß.“ Dieses Geheimniß auf halbem Wege stehen bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß seiner Unschuld aus, deren seine Helden, ebenfalls nach einem eignen Ausdruck von ihm, so unbeschreiblich viel haben. Wenn er bey der geistigen Liebe recht fein verfahren und psychologische Einsicht zeigen will, so hält er sich bey Anspornungen der Eitelkeit, bey jugendlichen Wallungen auf, kurz, er setzt sie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben so ist er, um hohe Unschuld darzuthun, unerschöpflich im Ausmahlen aller Arten von nahen Verhältnissen und sinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit seyn soll und die ohne Folgen bleiben. Ein Mahler wirft leicht eine schwebende Stellung hin, aber laßt es jemand versuchen, sie in der Wirklichkeit nachzuahmen, so wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieser angeblichen Unschuld hat Lafontaine gänzlich das We-

sen schöner Menschheit verkannt. Je vollkommener die Organifazion ist, um so sicherer müßen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an sich haben. Fürwahr, so ungestraft auf sie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, sondern eine große Stupidität derselben, und einen Mangel an Fantasie, der nichts weniger wie reizend seyn möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwiesen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern sowohl wie Erwachsenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zusehn mag, und sie nicht mehr dabey fühlen läßt, als bey einem freundlichen Kopfnicken. Beyde, die Natur und die guten Sitten, haben sich denn doch bitterlich über ihn zu beschweren. Den Lesern allein macht er es recht, deren Sinn sich nicht von so widerwärtigen Vermischungen abwendet, die er in eine schmeichelnde Stimmung versetzt, wo der Lockung kein Widerstand geleistet zu werden braucht, weil doch die Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beyspielen nur seine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs mit Liffow in der äußersten Ungezwungenheit. „Sie bot ihm die schöne Wange zum Morgengruß, „er nahm sie in Gegenwart ihrer Eltern in die Arme „und liebte sie. Sie ging, wenn sie wollte, zu „ihm, und saß neben ihm von seinem Arm umschlungen. Kam ihr Vater dazu, so setzte er sich auf die „andere Seite und schlug seinen Arm gleichfalls um „ihren Leib.“ (Die Zuschauer müssen überhaupt oft bey ihm die Heimlichkeiten der Liebe sanktioniren.)

Liffow war ein junger Mann, der Jacobinen nie gesagt hatte, daß sie seine Frau werden könnte. Sie wird uns als das reinste, erhabenste Gemüth vorgestellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte sie indeß bey ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wissen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erste überraschende Geständniß der Liebe oder die Folge desselben war, mußte die Bewegungen eines so gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkürliche Schen sich hinzugeben, ist Unschuld, nicht Lafontaines unendliche Arglosigkeit im Hingeben, die seine Frauen, er mag sie nun so edel schildern als er will, mehr oder weniger zu Gurli's macht. Jacobine treibt sie so weit, daß sie auch als Liffows Gattin dem jungen, schönen und reichen Maltheserritter, der ihr Hausfreund war, „die schöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er ging.“ Wie unverständlich müßte ein sittsames Weib seyn, um sich so zu betragen? Welche Vorwürfe hätte sie sich zu machen, wenn ähnliches Unheil wie bey dieser Gelegenheit daraus entsteht.

Ein andrer moralischer Hebel des Lafontaine ist die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Nührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entspringen. Nicht, als ob er versäumte, in Worten die gehörige Dosis Weisheit beyzumischen, wie er zum Beyspiel dem Flaming einen alten Grumbach zugesellt, der mit seiner Freygebigkeit haushält: aber er mag noch so sehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu diesem mate-

viellen Triebe des Lebens; damit lockt er seine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber ist, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freylich weiß er wohl, daß sonst noch Heroismus, Thätigkeit, Wissenschaft, Bildung, Mäßigung dazu gehören kann, aber da er die letzte niemals übt, so kommt das alles bey ihm heraus, wie die Beschreibung von ungeheuren Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Ist so ein Held einmal im Siegen, so weiß man auch schon, er wird ohne Wunde davon kommen. Sich aufopfern, sich beherrschen u. s. w. ist leicht gesagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geschah, und dann kann Ein Zug mehr werth seyn wie hundert. Lafontaine scheint aber so fest überzeugt, daß in allen Dingen viel mehr thut wie wenig, als er es in Bücherfabrik-Angelegenheiten seyn darf. Selbst die Fehler und Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden versetzt, vermögen sie nicht zu würzen, und eben so wenig ein recht natürliches Konterfey des Menschen hervorzu bringen, als diese ein idealisches.

Im Verlauf seiner Schriftstellerbahn ist er auf mehre Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetische Charakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder sich an fremden Mustern erwärmt. St. Julien gründet sich auf den Landprieester von Wakefield, im Flaming ist etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhleren schimmert viel guter Wille den Werther zu machen hindurch, und

was das pikanteste ist: er Jean = Paul = Richter ist seit kurzem mit dem besten Anstande. Ist gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Kostum, so beweist sie doch, wie viel sich in dieser Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftritte, als die mit dem Rudern des Borde und der Familie des Kapitans, sind dafür ganz im Ton Französischer Empfindungsart, deren Oberflächlichkeit wenigstens elektrische Funken sprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es sein dickstes Buch ist. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin so in die Breite, und es hat eine Menge Râsonnement, Satire, Lehre und Beyspiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Fasden abgenutzt werden müssen, so daß nichts wie der Überdruß zurückbleibt. Philosophie ist überdieß Lafontainens Sache nicht, weder die strenge noch die humoristische. Die Universalität, der er hier nachgeht, konnte also nur in allgemeine Platttheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im dritten Theil den Gesichtspunkt angeben sollen, aus denen der Philosoph, oder der gesunde Menschenverstand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthusiasmus ungefähr so in Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming unkritische Hypothesen und kritische Philosophie? Und nun seht, wie leichtfertig er sich dabey ausdrückt. „Hören Sie einmal jemand, der in Rom gewesen ist! Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, daß an Na-

„feren gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder
 „aus Knochen geformt das ist wohl so ziemlich ei-
 „nerley — und findet in Apolls Gesicht Stoff zu ta-
 „gelangem Nachdenken, zu den erhabensten Empfin-
 „dungen. Sollten Sie den Apoll selbst sehn, so wür-
 „den Sie glauben, der Mensch sey nicht bey Sinnen
 „gewesen.“ Diese Ansicht ist noch viel weiter aus-
 geführt, und gehört zu seinen glänzenden Stellen.
 Ob aber die Leser folgende aus dem Gebiet der Mo-
 ral zu den glänzenden oder soliden rechnen? „Du
 „sollst tugendhaft seyn, ist der ewige Befehl der Ver-
 „nunft; und du sollst glücklich seyn, der eben so ewi-
 „ge, eben so strenge Befehl aller unsrer Gefühle.
 „Diese beyden — Instinkte unsrer Natur möchte
 „ich sie nennen, diese beyden Grundtriebe unsrer mo-
 „ralischen und fühlenden Natur, dürfen einander nie
 „widersprechen. Sie sind gleich herrschend, gleich
 „ewig, gleich nothwendig; die beyden großen Lebens-
 „ströme, durch die wir sind, was wir sind. Sie
 „wechseln ewig ihre Natur mit einander. Die Zu-
 „gend wird die Quelle unsres Glückes und aus dem
 „unauslöschlichen Wunsche sich glücklich zu machen,
 „erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl
 „ist gleichsam der Nachhall des andern: der eine
 „tönt vom Richterstuhl des Ewigen; der andre säu-
 „selt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernie-
 „der. Sey tugendhaft! sey glücklich! Zwey Töne die
 „zugleich erklingen, und die schönste Harmonie des
 „Weltalls bilden; zwey Ströme aus Einer Quelle,
 „die das Paradies einschließen, und sich dann wieder

„vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern ist
„todt, schrecklich, abscheulich. Sey glücklich ohne
„Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des
„Menschen in Trümmer. Sey tugendhaft ohne Glück!
„und der Thron der Liebe stürzt unter diesem bar-
„barischen Befehle. Beyde gehören ewig zusammen,
„die beyden Stämme einer Wurzel. Sie haben Eine
„Natur, Ein Wesen, und befehlen beyde, ohne Grün-
„de anzugeben. Sey glücklich! nur ein Narr fragt,
„warum. Sey tugendhaft! nur ein Nasender fragt
„nach der Ursache. Das eine erhält die fühlende
„Natur, das andre die moralische. Beyde machen
„unser Wesen aus, eins und unzertrennlich.“ Das
heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten
beleuchten, und ist nun so die gehaltvolle Form dessen,
was er Weisheit nennt. Der glücklichste Zufall ist
noch die Eile, mit der er auf den letzten Seiten die
Französische und die Kantische Revolution abzufertigen
genöthigt ist. Bey Jglou unterdrückt man gern
die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm
Meister auf diese Schöpfung geführt haben möchte;
denn es ist nicht zu läugnen, sie macht zu Anfang
eine mehr hündische als menschliche Erscheinung, mit
der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beylegt,
nicht ausöhnt. Den Hang, groteske Figuren gleich-
sam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übriz-
gens mit dem Isehoer Müller gemein, so wie mehre
unsrer komischen Schriftsteller, auch Wezel, der diese
beyden bey weitem überwiegt, oft lustig anfangen und
so ernsthaft endigen, daß die Natur der Sache und

des Buchs gänzlich alterirt wird. Ihr komisches geht ins Betrübte über, denn wer bey Ansprüchen auf beyde Gattungen nicht rein komisch zu seyn weiß, erhebt sich auch nicht bis zum Tragischen; und so wird Müller trocken, Wezel trübsinnig und Lafontaine konvulsivisch.

So viel ich weiß, zieht selbst das Lafontainische Publikum St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiszenzen aus dem Landprieester von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Physiognomie. Die Striche, welche den Karakter ausdrücken sollen, sind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter sich zusammenhängend. Es war sehr möglich, daß ein Mann, wie der Landprieester, sich mit allen seinen kleinen Schwächen schilderte. Er hatte grade Überlegenheit genug, um mit dem leisen Spott über sich selbst, der den Reiz jener Darstellung ausmacht, das Gemählde zu entwerfen. Aber St. Julien steht unter der Herrschaft einer Schwäche, die kein so freyes Geständniß verträgt, weder was die innre Wahrscheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein, bis zur Niedrigkeit. Der Landprieester giebt seine Frau für nichts anders als was sie ist; St. Julien erklärt die seinige für die beste Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es sein Bestreben ist. In ihrem Karakter sowohl, wie in dem seinigen ist auf einer Seite das schlechte, was da ist, zu schlecht, auf der andern das Resultat, was herauskommen soll,

zu hoch; daraus entsteht ein Mißverhältniß, woran sich die Unächtheit der Fikzion erkennen läßt. Es kann ein Gegenstand der reifsten Poesie seyn, auch eine sehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beschränkung darzustellen; aber das erfordert eine Enthalttsamkeit, die Lafontaine freylich nicht kennt, da sie eben mit zur reifen Poesie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zum Darstellen kommen. Wie kindisch sind einige von den ersten charakteristischen Familienszenen angelegt, wo so viel von den Alten und vom Brutus die Rede ist. Welche überzeugende Argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drey, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwischen die ausdrücklichen Berichte, wie sich ein jeder benahm. Wenn das rechte fehlt, so mögt ihr noch so viel darüber singen und sagen; glauben mag man, aber sehen wird man nicht, und der Überfluß macht es niemals aus. So muß man auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Wesen ist. Die geheimnißvolle Ankündigung löst sich nach und nach in trüben Dunst auf. Alsdann tritt Adelaide als das „seltne Geschöpf“ hervor, die sich von „ihnen allen durch ihren „Karakter unterscheidet. Ihr Herz war ein lebender „Hauch der Liebe, und zugleich stark wie ein Diamant, ihr offnes Auge war heiter, aber in diesen „Augen spielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es „leuchtete darin ein Stral des ewigen Lebens, es „schien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe „zu sehn, und die Thräne, die an den langen Augen-

„wimpern hing, zeigte das Elend, das zwischen ihr
„und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war sanft und
„ernst triumphirend wie der Halleluja Gesang der
„Engel, ihre Wange stralend von einem sanften Morz-
„genroth u. s. w.“ So geht es ganze Blätter hin-
durch. Welche lockende Worte! Könnte man mit
Worten allein dichten, so wäre Lafontaine der Mann.
Aber aus dem Ganzen ergiebt sich, wie wenig poetis-
schen Sinn sie im Hinterhalt haben, und daß sie höch-
stens als eine musikalische Verzierung zu betrachten
sind. Jean Paul musizirt zuweilen auch so; doch
ist es wirklich seine Phantasie die da spielt, nicht
bloß eine mechanische Fertigkeit der Hände. Jenes
ergreift wieder die Phantasie, und oft nur allzustark;
dieses soll unser Herz rühren, allein wie nicht jedem
Freunde der Musik die Fertigkeit genügen wird, so
möchte sich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in
Bewegung setzen lassen. Den Verstand hat er nie be-
sonders in Anschlag gebracht; er geht nur immer
auf das Herz los, (ein solches, das weder Kopf noch
Sinne hat) indessen könnte eben jener, wo er sich mit
dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Beute
abwendig machen, da er weder mit der bloßen In-
zigkeit zu gewinnen; noch mit dem bloßen Schein
derselben zu täuschen ist.

Das Ende von St. Julien ist zu schwach, um
etwas anders als den frommen Wunsch zu erregen,
daß alle unschuldig Guillotinirten noch einmal auf die-
ser Erde so lebendig versammelt werden möchten, wie
die Auferstandnen in dieser Familiengeschichte.

Am ersten ließe sich wohl in Natur und Ruhe-
leren der bessere Lafontaine wieder finden. Der jun-
ge Mann ist freylich nicht so ausgezeichnet, wie er
dafür gelten soll. Er sehnt sich nach dem Lande, er
schmähet die Stadt, es ist ihm mit seinen Gefüh-
len zu eng darin. Was so einen Menschen drückt,
das könnte man am Ende wie eine Feder wegblasen.
Werthers Leiden gingen ein wenig tiefer, als daß er
über das Lächeln einiger artigen Mädchen spekulirt
haben sollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrock-
nete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu
küssen. Warum braucht Lafontaine hier auch so zur
Unzeit Ton und Wendungen, die eine solche Verglei-
chung, noch so flüchtig, herbenziehen? Dazu paßt
nachher der pathetische Ruf des Freundes, der den
Eduard Bomston macht, vollkommen. „Ich befehle
dir Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu
vollenden!“ Der Jüngling predigt mit unendlichem
Feuer von seinen Gefühlen und der Ewigkeit, und
vertheidigt mit leidenschaftlicher Hitze die Eindrücke
der Jugend. Das dekontenanzirt die Weltleute gar
sehr, und daraus wird seine große Überlegenheit dar-
gethan. Durch eine wohlthätige Handlung schlägt
seine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Auf-
richtigkeit ihres Charakters bey ihm nieder; darüber
kann Lafontaine also wieder nicht hinaus. Was aber
die beyden Mädchen und sonst den Gang der Geschich-
te betrifft, so ist Wärme und jener feinere Glanz in
der Behandlung, welche von Lafontaine die angeneh-
me Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzäh-

lungen vorzüglich werden. Wir haben so wenig ausgebildetes darin. Unter dem wenigen erinnert man sich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen des für die Welt und sich selbst verlornen Anton Wall. Wie viel Grazie ist nicht besonders in seiner Antonie! Meisners Andenken, an dessen Stelle Lafontaine gleichsam trat, ruft nur noch dann und wann ein grauer Apollo zurück. Seine steife Eleganz hatte immer etwas todttes an sich. Er war so prüde und kostbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es ist ihm nie wie diesem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verstand übertraf ihn Meisner leicht, aber es war von der dürren Gattung, die den Geist nicht zu fesseln vermag. Lieblingschriftsteller ist er dennoch gewesen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das ist wenig genug, aber immer zu viel für die im Ganzen so herabziehende Tendenz seiner Produkte, denen es an Poesie, an Geist, ja sogar an romantischem Schwunge fehlt.

Wer also einiges Bedürfniß für alle diese Dinge hat, wird sich gern von jener materiellen Masse, jener breiten Natürlichkeit, zu lustigeren Bildungen der Fantasie wenden, die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Musik zarter Regungen anklingen lassen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darstellung sehr erquickend entgegen kommen, die, wenn sie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen ist, doch in der milden Temperatur eines künstlerischen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatisirten, theils erzählten Volksmärchen von Tieck unter dem Namen Peter

Leberecht, sind von dieser Art: doch scheinen sie bis jetzt nicht mit der Aufmerksamkeit bewillkommt worden zu seyn, auf die eine so gefällige Erscheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung suchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derselben ihre Unabhängigkeit so selten zu behaupten wissen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht untersuchen. Allein gewiß ist es, daß vieles, was für Poesie gegeben und genommen wird, durch etwas ganz anders sein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir eben gesehen; andre und mitunter berühmte Männer sind in dem Falle, daß die Lüsterheit bey ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht ist, ohne welches sie sich gar nicht getrauen es schmackhaft zu machen. Gegentheils können andre die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Vätslein, da gute Lehre und Warnung ihnen fließt, hinter dem Dichterlande vorbey, um die Äcker der Pädagogik und Aesetik zu wässern. Die Unschuld einer Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröberem Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit misverstanden werden. Und in der That ist es auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter diesen Volksmärchen vorzüglich den gestiefelten Kater mehr in Umlauf gebracht,

und nach dem Maße des gegebenen Ärgernisses ihm Leser und Tadler verschafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige Deutsche Theater sammt allem Zubehör außs Theater zu bringen, ist wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodisch, deklamatorisch, gallicht wäre; aber grade umgekehrt, sie ist durchaus muthwillig und possenhast, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfasser verloren: er wird sich niemals von den Streichen, die er ausgeheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder ungestraft antasten zu dürfen? Besonders, da er es mit den Schildbürgern durch seine Geschichtschronik derselben unheilbar verdorben hat, und wie ein Korsar kecklich in die Häfen dieser angesehenen Nation eingelaufen ist, die durch ihr Schutz- und Trugbündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philistern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm schon einzutränken wissen, und den Spaß auf eine Art verstehen, daß es ihm vergehn soll, welchen zu machen. Eher möchte der Prolog zu einem Schauspiele, das niemals aufgeführt wird, vor der Polizey der Ernsthaftigkeit durchschlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterwesen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht allen klar werden, weil sie in dem theologischphilosophischen Vorspiele selbst zu eifrig mitagiren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirektor betrifft, über den hier viel spekulirt wird, so ist er eine liberale Person, die gern jedes in seiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in seinem Namen empfindlich werden, daß

man ihren Verkündigungen über ihn den Schwäbischen Dialekt aufrückt.

Dies sind ungefähr die Schalkheiten, die sich unter dem ehrsamem Titel Volksmärchen (Böcke unter den Schafen) eingedrängt haben. Kann ihnen die unbesonnene Leichtigkeit, womit sie in die Welt gesprungen sind, keine Verzeihung auswirken; scheinen sie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, so wird man sie wenigstens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt sind, vergessen. Man erkennt in allen dieselbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter bestrebt sich vielmehr überall den Ton des Gegenstandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der Sicherheit einer unabsichtlichen Richtung. Deswegen konnte er aus der Geschichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkischen Bildern, nichts anders machen wollen als einen poetischen Holzschnitt. Die genaue Beobachtung der Perspektive muß man einem solchen schon erlassen; aber in den eckichten und groben Umrissen dieser kolossalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Charakter seyn, als in der Kritik eines Kunstrichters, der sie unnatürlich und charakterlos nennt, ihre Erfindung der Unwissenheit und dem Überwitz zuschreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweist. Man sollte sich doch hüten, in einem prosaischen Zeitalter ehrliche alte Volksfagen so schnöde anzulassen, denen es, wie unförmlich sie auch sonst seyn

mögen, schwerlich ganz an poetischer Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden solcher Märlein ist der Feenpallast des göttlichen Meisters Ariosto erbaut; und es könnte schon deswegen anziehend seyn, sie in ihrer ursprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu sehen, um damit die welschen Umbildungen eines hellen und feinen Verstandes zu vergleichen. Der jüngste und gewaltigste unter den Heymonskindern, Reynold, ist Ariosto's Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano; und sein Pferd Bayart, das in der Geschichte eine so große Rolle spielt, und zuletzt der Ausöhnung seines Herrn mit Kaiser Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Erwachsenen, welche sich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung kosten wird, wie der Hund Argos beym Homer) ist derselbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioso so klug, gewandt und stark erscheint. Hat dieß treffliche Ross etwa keinen Charakter, weil die Motive seiner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pferdepshologie zergliedert worden sind? Das ist nun so die Art der Poesie, daß sie die lebendigen Kräfte hinstellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit grade diese und keine andre ist. Wenn nicht ein geheimer Grund zu einem bestimmten Daseyn in ihnen läge, so wären es ja eben keine Naturen.

In der wundersamen Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter

aus der Provence hat sich der Erzähler eine zu schwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu lösen war. Die Anlage ist einfältig,

Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber diesen Gang der Begebenheiten sollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden schwebt, und sich ihnen nicht recht aneignen will. Jene schlichten Sitten und der reiche Ausdruck einer Schwärmerey, die alle Gegenstände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermischt, aber nicht völlig verschmelzt werden, und man fühlt das Fremdartige und die Willkühr der Zusammenstellung. Zwar die Poesie ist die gemeinschaftliche Zunge aller Zeiten, Geschlechter, Alter und Sitten; und wenn sich die innre Regung in Gesang ausathmet, findet sie in einer höhern Region die Simplicität wieder, die ihr unter dem rednerischen Bemühen, sich in der gewöhnlichen Sprache vollständig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mißhelligkeit erstreckt sich also nicht auf die zahlreich eingestreueten Lieder. Hätte der Dichter den lyrischen Theil der Darstellung ganz auf sie versparen, und noch mehr eine Erzählung mit Gesang (eine Gattung, von der sich eben so wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauspiele mit Gesang) daraus machen können, als schon geschehn ist, so hätte für den veränderten Punkt der Betrachtung gewiß alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt steht, fehlt es nicht an beste-

chenden Reizen: die Poesie geht nie so in das Blühende und Üppige über, daß nicht eine leichtere Fülle sichtbar bliebe und ihre Bilder gestaltet eine nicht bloß fruchtbare, sondern beflügelten Phantasie.

Die reifsten Stücke in der Sammlung scheinen mir Ritter Blaubart und der blonde Eckbert, jenes unter den dramatischen, dieses unter den erzählten: es läßt sich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beyden Gattungen leisten kann, ohne daß ich entscheiden möchte, zu welcher ihn seine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmärchen Blaubart zum Umfange eines Schauspiels erweitert ist, sind mit Einsicht und Schicklichkeit gewählt: nichts ablenkendes und störendes, wenn auch manches entbehrliche ist in die Zusammensetzung aufgenommen worden. Die Figuren sind bestimmt gezeichnet, vielleicht durch zu schneidende Gränzen gesondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübtesten Fassungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenstände in ihr leichter erkennbar seyn müssen, als in einer erwachsenen Welt. Das Wunderbare ist in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog ist ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt sich in leichten Wendungen fort, bis sie zu den entscheidenden Momenten gelangt, wo die Besonnenheit, in der wir durch eine heitre Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotnen Zimmer steigt mit großer Wahrheit

von der ersten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderstehlichen Gelüste, ohne daß sich der Dichter auch nur einen Augenblick zu lange dabey verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Szenen hat er gezeigt, daß er selbst eine volle tragische Wirkung zu erreichen fähig ist, wo sie, wie durch den Schrecken geschieht, unmittelbar die Fantasie berührt. Es ist ein meisterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zustande zu sehn glaubt, daß sich das Gesicht der Alten während der Gespenstergeschichte verzerre; und ebenso ergreifend offenbart sich überhaupt ihre Angst, ohne in ein widerwärtiges Grausen überzugehen.

Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erscheinungen Theil hat, und die um so überraschender treffen, weil sie nicht mit großen Zurüstungen herbengeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher „die Gestalten unbekannter Dinge“ bis zur hellen Anschaulichkeit und Einzelheit Rede stehn, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisirte Poesie. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freyheit, ihres rhythmischen Fortschrittes, und ihres schön entfaltenden Überflusses hat, für unsre Sprache wenigstens, Goethe entdeckt; und die Art wie Tieck seinen Styl, besonders im Wilhelm Meister und in dem goldnen Märchen, dem Märchen par

excellence, studirt haben muß, um es ihm so weit abzulernen, würde allein schon seinen Sinn für dichterische Kunst bewähren.

Die schmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bey Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den andern Stücken sind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigener Zauber in ihnen, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben, und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet: wenigstens ist es die unmittelbarste und unauflöslichste Verschmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverstanden vorüber. Vielmehr ist diese Lyrik in ihrer heimlichen Beschränkung höchst dramatisch; der Dichter darf nur eben die Situation andeuten, und dann den süßen Flönton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In diesen klaren Thautropfen der Poesie spiegelt sich alle die jugendliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt, und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgiebt; die ganze ahndungsvolle Bönne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieses Helldunkel schwebt und wechselt darin: ein Gefühl, das nur aus der innersten Seele kommen kann, und doch leicht und lose in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne

leise herüberhallen. Es ist der romantische Ausdruck der wahrsten Innigkeit, schlicht und fantastisch zugleich.

Um mehr als alles bisher gesagte in eins zusammenzufassen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der Goetheschen Poesie hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beispiele desselben Meisters in dem Prolog die Hans-Sächsische Manier glücklich genug auf neuere Gegenstände angewendet, so sieht man, daß er sein Vorbild eben so wenig einseitig gefaßt hat, als er ihm ohne selbständige Aneignung nachgefolgt ist. Er verbindet damit ein tiefes und vertrautes Studium Shakspeare's (für den Goethe ein neues Medium der Erkenntniß geworden ist; so daß nun von beyden gemeinschaftlich eine Dichterschule ausgehn kann) und eben das, was ihn für die Entwicklung seiner Anlagen so richtig leitete, läßt hoffen, daß er sie auch vor ungünstigen Einflüssen zu bewahren wissen wird. Seine Einbildungskraft, die sich im William Loledo zum Theil in trüben Fantomen heruntertrieb und ihre Flügel verschwendete, ist seitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchgedrungen. Das Trauerspiel Karl von Berner und sonst hie und da Spuren von Gewölk gehören nach dem ersten Morgennebel an. In jenem weniger das Einzelne als die Kraftlosigkeit des Ganzen. Man schreibt freylich die Trauerspiele nicht so obenhin: in dieser Gattung artet allzu große Leichtigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus.

Enthaltſamkeit und Mäßigung, ſeltne Eigenſchaften bey jungen Dichtern, ſind dem Verfaffer der Volksmärchen ſo natürlich, daß ſie für ihn keiner beſondern Empfehlung bedürfen; deſto mehr hat er die zweyte Hälfte von dem Rath ſeines Freundes Shafſpeare zu beherzigen, der, wie er dem Schauspieler ermahnt hat, niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten, zu der erſten Warnung vor dem „Overdone“ ſogleich die zweyte vor dem „Come tardy off“ hinzufügt. Er vergeſſe nicht, daß alle Wirkung der Kunſt einem Brennpunkte gleicht, dieſſeits und jenseits deſſen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchſtes vor Augen, und achte ſein ſchönes Talent genug, um nichts geringeres leiſten zu wollen, als das Beſte was er vermag. Er ſammle ſich, er dränge zuſammen, und ziehe auch die äußere Formen vor, welche von ſelbſt dazu nöthigen.

Die Fortſetzung folgt.

I n h a l t.

- I. Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks gram-
matische Gespräche. W. Seite 3.
 - II. Blütenstaub. Von Novalis 56.
 - III. Elegien aus dem Griechischen. W. u. F. . . 107.
 - IV. Beiträge zur Kritik der neuesten Litteratur. W. 141.
-